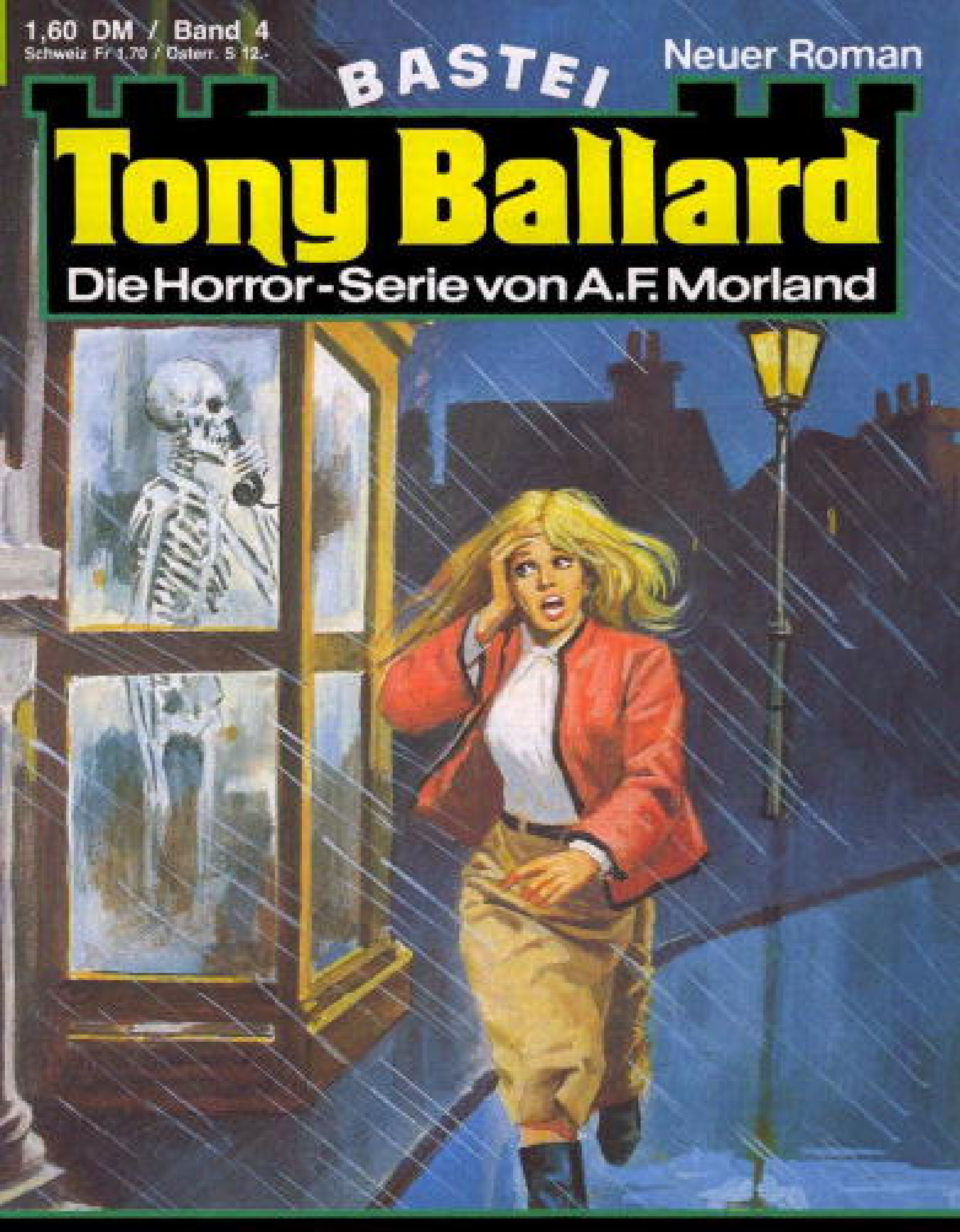


Anruf aus der Hölle



Anruf aus der Hölle

Tony Ballard Nr. 4

von A.F.Morland

erschienen am 12.11.1982

Anruf aus der Hölle

Alles war vorbereitet. Die Beschwörung würde gelingen, davon war Marion da Costa überzeugt.

Die Voraussetzungen hätten nicht besser sein können. Man hatte ihm erklärt, es müsse Vollmond sein. Und die Wolken über der Stadt sollten wie Wolfsköpfe aussehen. Das taten sie.

Die Hölle war bereit, sich beschwören zu lassen.

Die schwarze Macht würde Marion da Costa erhören.

Die Vorfreude übermannte ihn, und er lächelte selig vor sich hin. Er war ein großer Mann mit vollen Wangen, kräftiger Nase und Bart.

Weder als Mann, noch als Mensch eine Sensation. Es wäre kaum aufgefallen, wenn es ihn nicht gegeben hätte.

Aber das sollte sich ändern.

Er hatte sich schwarzen Kreisen angeschlossen. Seine Frau sah das zwar nicht gern, aber sie konnte nichts dagegen tun. Sie mochte ja überhaupt nichts an ihm. Er fragte sich schon seit langem, was wohl der Grund gewesen war, daß sie ihn geheiratet hatte. Er hatte weder Geld besessen, noch war er besonders redegewandt gewesen.

Vielleicht hatte er bloß den richtigen Moment bei ihr erwischt, wo sie jeden zu nehmen bereit gewesen wäre, nur um einen Mann zu haben. Anfangs war er darüber glücklich gewesen, daß sie seinen Antrag angenommen hatte. Heute war das anders, aber nun hatte er sie am Hals und mußte mit ihr leben.

Doch auch das sollte sich ändern.

Marion da Costa grinste breit.

Ja, wenn sich alles so entwickelte, wie er es sich vorstellte, würde in dieser Nacht vieles anders werden. Er blickte auf seine Uhr.

Uhren waren sein Tick. Das ging soweit, daß er von seinem eigenen Geld ein kleines privates Uhrenmuseum eingerichtet hatte.

Als er das Museum gründete, hatte er noch einen guten Kontakt zu seiner Verwandtschaft gehabt. Sein Schwiegervater Forrest Claxton schoß ein kleines Sümmchen zu, und sein reicher Onkel Huck R.

Koenig ließ auch etliche Pfund springen, damit das Museum nicht nur leere Räume zu bieten hatte.

Die Sammlung vergrößerte sich rasch.

Es sprach sich herum, daß Marion da Costa jede Art von Uhren annahm. Auch wenn sie nicht mehr funktionierten. Sein Bestreben war es dann, sie zu reparieren und der Sammlung einzuverleiben.

Manchmal schenkte man ihm auch Uhren, aber das kam nur ganz selten vor.

Vor etwa einem halben Jahr war es wieder einmal dazu gekommen.

Zwei Männer, die da Costa nicht kannte, hatten eine prachtvolle Uhr bei ihm abgeliefert.

»Sind Sie da Costa?«

»Ja«, hatte er aufgeregt geantwortet, denn die Uhr faszinierte ihn vom ersten Augenblick an.

»Dann unterschreiben Sie hier.«

Man legte ihm einen Zettel vor. Er las nicht durch, was darauf stand, sondern schrieb seinen Namenszug darauf.

»Von wem ist die Uhr?« wollte er wissen.

»Keine Ahnung. Wir sollen sie nur hier abgeben.«

»Ist etwas zu bezahlen?«

»Nein. Nichts. Gegen ein angemessenes Trinkgeld hätten wir allerdings nichts einzuwenden.«

Da Costa gab den Männern zehn Pfund, und er war davon überzeugt, daß er jetzt das wertvollste Stück besaß. Einer der Männer faselte etwas von einer Satansuhr, die noch niemandem Glück gebracht habe, und er solle sich über dieses Geschenk nicht allzusehr freuen, doch Marion da Costa hörte nicht hin. Fasziniert starrte er das Geschenk an und spürte, daß ihn damit auf Anhieb etwas verband.

In den nächsten Wochen versuchte er die Uhr zu reparieren.

Bisher hatte er noch jede in Gang gebracht.

Diese schaffte er nicht.

Das Uhrwerk war in Ordnung. Trotzdem ging die Uhr nicht. Es schien, als wollte sie die Zeit nicht anzeigen. Da Costa stellte Nachforschungen an. Er kam zwar nicht dahinter, wer die Uhr seinem Museum gestiftet hatte, aber er stieß auf einen Artikel in einer alten Fachzeitschrift, der sich mit eben dieser Uhr befaßte.

Wißbegierig verschlang er die Zeilen.

Es hieß darin, daß die Uhr ein Werk der Hölle sei und daß sie allen ihren Besitzern Unglück gebracht habe, deshalb versuche jeder, sie so schnell wie möglich loszuwerden.

Es gab in dem Artikel Andeutungen und Vermutungen. Schaurige Geschichten wurden zitiert. Unter anderem hieß es, der Teufel würde in dieser Uhr wohnen. Eine andere Geschichte wies darauf hin, daß die Satansuhr für den Sensenmann bestimmt sei. Auf ihr würde Gevatter Tod ablesen, wessen Zeit abgelaufen war, und den würde er sich dann holen.

Das erfüllte Marion da Costa mit einem perversen Stolz.

Er war der Besitzer einer Totenuhr!

In dem Artikel stand weiter, daß man – wenn man sich in schwarzer Magie auskannte – die Uhr auch beschwören könne.

Angeblich sollte es dann möglich sein, sich die Satansuhr dienstbar zu machen.

Dieser Gedanke ließ Marion da Costa nicht mehr los. Er besorgte sich alte Bücher. Nach den Schwarzen Messen, an denen er teilnahm, fragte er die Gleichgesinnten nach wirkungsvollen Beschwörungsformeln und Zauberriten. Er lernte finstere Gebete und wartete dann auf die Nacht, in der die Voraussetzungen für die Beschwörung am günstigsten sein würden.

Heute war diese Nacht angebrochen.

Marion da Costa erhob sich.

Er befand sich allein in seinem Uhrenmuseum. Auf seinem Schreibtisch stand eine kleine Dose. Verschiedene schwarze Ingredienzien befanden sich darin. Es war nicht einfach gewesen, sie sich zu beschaffen. Geriebene Schlangenhaut. Das Haar und die

Fingernägel eines Toten. Getrocknete Krötenaugen. Satanswachs. Es fehlte nur noch frisches Menschenblut, und das wollte da Costa in wenigen Minuten beisteuern.

Er vibrierte innerlich.

Die Zeit, wann die Beschwörung erfolgen sollte, war exakt angegeben.

Noch war es nicht soweit. Marion da Costa mußte warten. Es fiel ihm schwer, aber er zwang sich zur Ruhe.

Er trat ans Fenster und blickte zum tintenschwarzen Nachthimmel. Es sah nach Regen aus. Der Mond versteckte sich immer wieder hinter den trägen, schweren Wolken, von denen einige – mit ein bißchen Phantasie – die Form eines Wolfskopfs aufwiesen.

Da Costa dachte an seine Frau Nina, für die er nichts mehr empfand. Er dachte an ihren Vater, der sich offen gegen ihn gestellt hatte und der froh gewesen wäre, wenn Nina zu ihm zurückgekehrt wäre, denn er war der Ansicht, daß sie für seinen Schwiegersohn zu gut war.

Nun, vielleicht war sie das. Nina versuchte ja eine Heilige zu sein. Sie ging fast jeden Sonntag in die Kirche, und er, ihr Ehemann, durfte sie kaum noch berühren. Manchmal war er darüber so wütend, daß er sie mit Gewalt nahm.

»Dein Leben wird sich stark verändern, Marion da Costa«, sagte er zu seinem Spiegelbild im Fenster.

Draußen fielen die ersten Regentropfen.

»Du wirst zum Vertrauten, zum Verbündeten der Hölle. Es gibt nichts Erstrebenswerteres als das. Alle deine Probleme werden sich wie von selbst lösen. Die Satansuhr wird dich unterstützen…«

Er warf erneut einen Blick auf seine Uhr. Es war Zeit, sich an die Arbeit zu begeben. Da Costa griff nach der Dose und verließ damit sein Büro. Er schritt durch einen Gang.

Uhren an den Wänden.

Tick-tick-tick.

Alle Größen. Alle Formen. Alle Systeme.

Da Costa erreichte einen kleinen Raum. Noch mehr Uhren. Die wertvollsten befanden sich in Glasvitrinen, damit sie keinen Liebhaber fanden. Unter jeder Uhr lag ein Kärtchen. Darauf stand, aus welcher Zeit das Ausstellungsstück stammte, und wenn es sonst noch Wissenswertes gab, führte Marion da Costa das auch an.

Im nächsten Raum befand sich die Satansuhr.

Marion da Costas Herz schlug hoch oben im Hals. Sein Gesicht war vor Spannung verzerrt. Würde er es schaffen, die finsteren Mächte zu aktivieren? Würden sie ihn unterstützen?

Er betrat den Raum.

Eisige Schauer rieselten über seine Wirbelsäule. Alle anderen Uhren waren ihm egal. Wie gebannt starrte er die Satansuhr an. Ein

altertümliches Ding aus massiver Eiche, mit einem düsteren Pendelkasten, mit Zeigern, die wie dürre Hexenfinger aussahen, und mit einem bleichen Zifferblatt.

Die Uhr besaß eine unheimliche Ausstrahlung. Als wäre sie ein Lebewesen. Da Costa erinnerte sich noch gut daran, wie er versucht hatte, sie in Gang zu bringen. Er hatte alles versucht, doch die Uhr hatte nicht gehen *wollen*. Tatsächlich, sie besaß einen eigenen Willen.

Breit und hoch stand sie da.

Sie war größer als Marion da Costa. Vielleicht verbarg sich hinter dem Zifferblatt ein Gesicht. Jedenfalls fühlte sich Marion da Costa von dort angestarrt.

Er lächelte verlegen. »Ich… ich bin ein Freund«, flüsterte er. »Ich fühle mich den schwarzen Mächten zugetan.«

Er beugte die Knie, stellte die Dose vor sich auf den Boden und verrichtete das erste schwarze Gebet. Murmelnd bewegte er die Lippen, und er glaubte, daß die Satansuhr die Kälte im Raum aktivierte. Die Temperatur sank noch mehr. Da Costa sprach die Beschwörungsformeln, die man ihm beigebracht hatte. Er nahm sein Springmesser aus der Tasche und ließ die Klinge aufschnappen. Das Mondlicht, das zum Fenster hereinfiel, wenn die wolfsköpfigen Wolken sich kurz teilten, zauberte kalte Reflexe auf die Klinge.

Während Marion da Costa immer neue Beschwörungsformeln aufsagte, setzte er die Messerspitze auf seinen linken Handrücken und schnitt sich ein schwarzmagisches Symbol hinein.

Das brannte wie Feuer.

Da Costa biß die Zähne zusammen.

Blut begann zu fließen.

Unter ständigem Murmeln hielt er die Hand über die auf dem Boden stehende Dose und ließ das Blut hineintropfen. Die rote Flüssigkeit vermengte sich mit den schwarzen Ingredienzien. In der Dose entstand ein leichtes Brodeln, dünne Dämpfe stiegen hoch und waberten auf die Uhr zu. Sie näherten sich immer schneller werdend dem Zifferblatt und schienen von diesem aufgesogen zu werden.

Regentropfen trommelten gegen die Fenster.

Es hörte sich an, als würden Geisterfinger dagegenklopfen.

Marion da Costa ließ sich davon nicht ablenken.

Er fühlte, daß er mit seiner Beschwörung Erfolg hatte. In wenigen Augenblicken mußte sich die Reaktion der Hölle einstellen. Gespannt wartete er auf diesen großen Moment, den größten in seinem Leben.

Die letzten Beschwörungsworte waren geflüstert. Es gab nichts mehr zu sagen. Nun mußten die hochsteigenden Dämpfe auf die Satansuhr einwirken. Marion da Costa erschauerte, als er aus der Uhr ein tiefes Seufzen vernahm. Begeistert riß er die Augen auf.

Die Satansuhr schien lebendig zu werden.

Da Costa schaute zum Zifferblatt hoch. Es wurde trübe. Die römischen Ziffern verschwanden. Auch die Zeiger waren nicht mehr zu sehen. Das Zifferblatt wurde transparent. Es schien sich zu verändern. In Farbe und Form. Ein Gesicht wurde daraus, und aus dem Uhrkasten wurde ein Körper.

Noch sah alles so aus, als ob es sich auch um ein Trugbild handeln konnte, doch Marion da Costa wußte, daß er keine Halluzination hatte. Die Hölle reagierte auf seine Beschwörung.

Die Uhr wurde zu einem furchterregenden Wesen, dessen transparenter Körper von violett schillernden Adern durchzogen war.

Das Ungeheuer bekam zeitweise eine spiegelnde Oberfläche und veränderte sein Aussehen immer wieder in rascher Aufeinanderfolge.

Marion da Costa war geradezu überwältigt.

Allerhöchster Besuch war zu ihm gekommen.

Da Costa war dieser grauenerregenden Gestalt noch nie begegnet, aber er wußte trotzdem, wen er vor sich hatte.

Das war Atax, die Seele des Teufels!

***

Man nannte Atax auch den Herrscher der Spiegelwelt. Oder den Geschlechtslosen. Seine Stimme war weder die einer Frau noch die eines Mannes. Mit durchdringenden Augen starrte er den Mann an, der die Satansuhr beschworen hatte.

»Es ist mir eine große Ehre, dich bei mir begrüßen zu dürfen, Atax«, sagte Marion da Costa ehrfürchtig. »Ich preise mich glücklich, zum Besitzer dieser einmaligen Uhr geworden zu sein. Kein Uhrmacher hat sie gebaut, nein, die Hölle hat sie erschaffen. Sag, ist die Uhr ein Teil von dir? Oder *bist* du gar diese Uhr?«

Atax schüttelte den häßlichen Kopf. »Nein, ich *bin* nicht diese Uhr, aber ich erscheine den Menschen hin und wieder durch sie. Wenn ich Lust habe, bediene ich mich ihrer.«

»Ich habe versucht, sie in Gang zu bringen. Ich verstehe sehr viel von Uhren. Aber es war mir nicht möglich, die Satansuhr zu reparieren. Sie hat überhaupt keinen Defekt.«

»Das ist richtig«, bestätigte Atax. »Sie ist nicht kaputt, und sie steht auch nicht. Sie zeigt – für Menschen unsichtbar – eine andere Zeit an. Sie ist eine Lebensuhr, auf der der Tod ablesen kann, wessen Zeit um ist. Den holt sich der Schnitter.«

Marion da Costa nickte eifrig. »Davon habe ich gehört, und ich hatte eine großartige Idee, die dir eigentlich gefallen müßte.«

»Laß hören«, verlangte Atax.

»Der Tod holt jene Menschen, deren Zeit abgelaufen ist. Er liest es auf dieser Uhr ab«, sagte Marion da Costa leise. »Angenommen, man würde die Zeit manipulieren. Angenommen, man würde die

Lebenszeiger mancher Menschen vorwärtsdrehen. Dann müßten die doch früher sterben.«

Atax verzog das häßliche Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Donnerwetter, das ist eine großartige Idee. Wieso bin ich nicht schon selbst darauf gekommen?«

»Man könnte die Menschen scharenweise sterben lassen«, sagte Marion da Costa mit fanatisch funkelnden Augen. »Niemand könnte es verhindern. Man würde denken, eine neue schreckliche Krankheit hätte die Leute dahingerafft. Angst und Panik würde die Menschen befallen. Wäre das nicht ganz im Sinne der Hölle?«

Atax, die Seele des Teufels, lachte dröhnend. »Mit dieser Idee machst du dich um die Hölle verdient, Marion da Costa. Wir werden uns dankbar erweisen. Wer uns wie du unterstützt, den vergessen wir nicht.«

»Ich würde die Uhr gern ausprobieren«, sagte da Costa eifrig.

»Einverstanden.«

»Es gibt drei Menschen, denen ich einen baldigen Tod wünsche. Wie soll ich ihren Lebenszeiger vorwärtsdrehen?«

»Du brauchst nur ihre Namen zu nennen«, sagte der Geschlechtslose.

»Tatsächlich? So einfach ist das?«

»Was wir schaffen, ist niemals kompliziert. Dennoch können sich nur Auswerwählte unserer Produkte bedienen. So wie du.«

Marion da Costa verneigte sich tief.

»Nenne die Namen!« verlangte Atax.

Da Costa leckte sich aufgeregt die Lippen. »Also da wäre einmal Huck R. Koenig, mein Onkel. Ein stinkreicher Mann. Ich würde ihn beerben, wenn er das Zeitliche segnen würde, aber der denkt noch nicht daran, ist erst achtundvierzig Jahre alt und erfreut sich leider bester Gesundheit.«

»Er wird sterben«, versicherte Atax. »Der Sensenmann wird ihn sich holen.«

»Das wäre beinahe zu schön, um wahr zu sein.«

»Nenne den nächsten Namen«, verlangte Atax.

»Forrest Claxton. Mein Schwiegervater haßt mich. Er verachtet mich. Ich will, daß er meine Macht zu spüren bekommt. Alle sollen vor ihrem Tod noch erfahren, daß sie sterben müssen, weil ich es so entschieden habe.«

Atax nickte. »Das läßt sich machen. Den nächsten Namen.«

»Nina da Costa. Meine Frau. Der Schnitter soll sie mit grausamer Härte dahinraffen. Sie hat sich von mir gewandt. Sie verachtet mich wie ihr Vater. Sie ist gegen mich und würde sich gern von mir trennen. Der Tod soll uns scheiden, wie wir es bei der Eheschlie- ßung vereinbart haben.«

»Das wird geschehen«, sagte die Seele des Teufels. »Und die

Satansuhr soll auch zu meinem Werkzeug werden. Sie soll anzeigen, daß die Zeit eines weiteren Menschen abgelaufen ist. Sein Name ist Tony Ballard, man nennt ihn den Dämonenhasser!«

***

Atax löste sich auf. Marion da Costa wischte sich zitternd über die Augen. Hatte er tatsächlich Besuch von der Seele des Teufels gehabt? Vor da Costa stand wieder die Standuhr. Ihr Pendel bewegte sich nicht. Alles war wie immer. Und doch hatte sich etwas verändert. Für einige Menschen zeigte die Uhr jetzt, daß ihre Zeit abgelaufen war. Also mußten sie sterben.

Marion da Costa erhob sich. Er hob die Dose auf, aus der sich die Dämpfe verflüchtigt hatten, klappte das Springmesser zusammen und steckte es ein. Er verließ den Raum, nachdem er die Satansuhr noch einmal grinsend angesehen hatte. Niemand wußte von seiner Idee. Bald würden die Menschen wie die Fliegen sterben, und keiner würde sagen können, aus welchem Grund.

Da Costa verarztete die Wunde an seiner linken Hand.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn plötzlich.

War Atax zurückgekehrt?

Da Costa stürmte los. Wenn Atax ihm noch etwas zu sagen hatte, wollte er ihn nicht warten lassen. Da Costa erreichte den Raum, in dem Standuhr stand. Ihm kam vor, als würde ein bleicher Schimmer das Zimmer erfüllen, doch die Helligkeit ging seltsamerweise nicht von der Uhr aus.

Was hatte das zu bedeuten?

Zögernd machte Marion da Costa noch einen Schritt vorwärts, und dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Vor der Satansuhr stand ein Skelett.

Gevatter Tod!

Der Unheimliche war gekommen, um von der Uhr abzulesen, wen er sich als nächsten holen mußte, und die Uhr zeigte ihm die Namen, die vor wenigen Augenblicken erst in diesem Raum genannt worden waren. Huck R. Koenig, Forrest Claxton, Nina da Costa und – Tony Ballard. Die Reihung konnte jedoch nur als Empfehlung angesehen werden. Wen sich der Tod als ersten holen würde, lag ausschließlich in seinem Ermessen.

***

Lance Selby, 38, Parapsychologe, mit großen, gutmütigen Augen und der Andeutung von Tränensäcken darunter, schob mir eine Pistole über den Tisch zu. Ich befand mich in seinem Haus, das gleich neben dem meinen steht. Wir sind Nachbarn und Freunde.

Schon seit vielen Jahren.

Ich schaute auf die Waffe und blickte Lance dann fragend an.

»Und?«
»Ich möchte sie dir schenken.«
»Ich brauche keine Kanone, ich bin mit meinem Colt Diamondback äußerst zufrieden«, sagte ich.
Lance – sein braunes Haar begann an den Schläfen leicht grau zu werden – lächelte. »Es ist keine gewöhnliche Pistole, Tony.«
»Was passiert, wenn man durchzieht? Schnappt dann irgendwo ein Feuerzeug auf? Ein wertloses Geschenk für einen Nichtraucher wie mich.« Lance Selby hatte mir, dem Nichtraucher, schon einmal ein Feuerzeug geschenkt, das ich seither sehr in Ehren halte. Nicht nur deshalb, weil es aus Silber ist, sondern vor allem deshalb, weil man es nicht nur zum Anzünden einer Zigarette verwenden kann.
Ein zweiter kleiner Knopf verwandelt das unscheinbare Ding, das Lance zusammen mit seinem rumänischen Kollegen entwickelt hat, in einen magischen Flammenwerfer, mit dem ich schon vielen Ausgeburten der Hölle den Garaus machen konnte.
Der Parapsychologe schüttelte den Kopf. »Diesmal ist es kein Feuerzug.«
»Sondern?«
»Eine Hochleistungssprühpistole. Ich habe sie eigens für dich anfertigen lassen.«
»Was versprüht sie? Gas?«
Abermals schüttelte der Professor den Kopf. »Wasser. Um genau zu sein: Weihwasser. Das Ding schießt den Wasserstrahl fünf Meter weit. Es ist eine völlig lautlose, äußerst wirksame Waffe, die du von nun an ständig bei dir tragen solltest.«
Ich nahm die Pistole in die Hand. Sie war superflach. Die Düse war winzig. In den Lauf waren weißmagische Symbole eingraviert, ähnlich wie bei meinem Feuerzeug.
»Hast du sie schon ausprobiert?« fragte ich meinen Freund.
»Natürlich.«
»Wie funktioniert sie?«
»Äußerst zuverlässig. Die Treffsicherheit ist zufriedenstellend.«
»Ist sie gefüllt?«
»Ja.«
»Darf ich sie mal testen?«
»Warum nicht?«
Ich schaute mich in dem geräumigen Living-room um. »Worauf soll ich schießen?«
»Siehst du den kleinen gläsernen Kasten, den ich aus Murano mitgebracht habe?«
Ich nickte. Die Entfernung betrug etwa viereinhalb Meter. Der Mini-Krake aus tintenblauem Glas stand auf einem Marmortisch.
Ich visierte ihn an und zog den Stecher durch. Damit löste ich den

»Schuß« aus. Ein nadeldünner Wasserstrahl fegte aus der Düse, traf das achtbeinige Glastier und warf es um. Ich hob beeindruckt die Augenbrauen.

»Phantastisch«, sagte ich.

Lance grinste. »Ich wußte, daß dir die Waffe zusagen würde.«

»Wie oft kann ich damit ›feuern‹?«

»Achtmal. Dann mußt du sie wieder füllen. Ich habe lange herumgetüftelt, bis die Pistole so ausgereift war. Der Mann, der sie anfertigte, mußte drei Waffen, die fix und fertig waren, wegschmeißen, weil ich mit ihrer Leistung nicht zufrieden war. Mit dieser Pistole ist das Maximum an Zuverlässigkeit erreicht.«

»Was hat die Produktion gekostet?«

»Warum willst du das wissen?«

»Ich möchte dir die Weihwasserpistole abkaufen.«

»Willst du mich beleidigen? Ich möchte dir die Waffe schenken. Wenn du sie nicht annimmst, bleibt sie hier, und basta.«

Ich schob die Weihwasserpistole in meinen Gürtel und erhob mich. »Läßt du dich von mir wenigstens zu einem Drink einladen?«

»Dagegen habe ich nichts einzuwenden«, erwiderte Lance.

»Dann komm mit rüber zu mir. Wir sagen einer Flasche den Kampf an. Kampf den lockeren Sitten.« Ich grinste.

Wir wollten Lance Selbys Haus verlassen. Da schlug das Telefon an. »Geh schon voraus«, sagte der Parapsychologe. »Ich komme gleich nach.«

Während er den Hörer abhob, schloß ich die Wohnzimmertür und verließ das Haus allein. Es waren nur ein paar Schritte bis zu meinem Haus. Die Weihwasserpistole drückte in meinen Magen, und ich brannte darauf, sie gegen einen Dämon einsetzen zu können. Denn im Kampf auf Leben und Tod würde sich herausstellen, wie wirkungsvoll meine neue Waffe wirklich war.

Eigentlich war ich schon ganz gut bestückt. Ich besaß meinen magischen Ring, den Colt Diamondback, der mit geweihten Silberkugeln geladen war, den magischen Flammenwerfer und den Dämonendiskus, den ich um den Hals trug. Hinzu kam auch noch die magische Streitaxt, die Mr. Silver erbeutet hatte, als wir gegen die gelben Drachen kämpften. Es war eine Waffe, die zumeist im Kofferraum meines weißen Peugeot 504 TI lag, und die sowohl Mr. Silver als auch mir zur Verfügung stand.

Manch einer wird denken, Tony Ballard mausert sich allmählich zum wandelnden Waffenarsenal, aber wer gegen die Hölle kämpft, muß gewappnet sein, sonst geht er vor die Hunde.

Ich erreichte die Eingangstür meines Hauses.

In London schien die Telefonitis ausgebrochen zu sein. Auch bei mir zu Hause läutete das Telefon. Ich schloß rasch auf. Vicky Bonney,

meine Freundin, Roxane, die Hexe aus dem Jenseits – Mr. Silvers Freundin –, und der Ex-Dämon waren wieder mal nicht zu Hause.

Ich eilte ins Wohnzimmer, schlug auf jeden Lichtschalter, an dem ich vorbeikam, griff mir den Telefonhörer und meldete mich.

»Ballard.«

Am anderen Ende ein Lachen, das Eiseskälte durch meine Glieder jagte. Und dann eine Stimme, die ein unbeschreibliches Grauen in mir hervorrief. »Hallo, Tony Ballard! Hier ist der Sensenmann!«

***

Didi Lodge hatte Schwierigkeiten mit ihren Eltern. Jeden Abend ging das nun schon so. Bald würde sie es nicht mehr aushalten.

Warum ließen sie sie nicht in Ruhe? Warum ließen sie sie nicht ihr eigenes Leben leben? Sie war immerhin schon neunzehn. Und immer noch diese Bevormundung. Andere Mädchen in ihrem Alter waren schon verheiratet, hatten Familie. Aber für Didi gab es noch Verbote. Sie durfte zu Hause zum Beispiel nicht rauchen.

Okay, das sah sie gerade noch ein. Ernest Lodge, ihr Vater, und Doris, ihre Mutter, rauchten nicht, und sie wollten sich die Luft in ihrer Wohnung nicht verpesten lassen. Sie versagten auch Freunden, die sie besuchten, das Rauchen. Deshalb kam wahrscheinlich auch so selten jemand zu ihnen.

Aber Didi durfte zu Hause auch kein Glas Wein trinken. Von Whisky oder anderen harten Getränken ganz zu schweigen.

Sogar die Zeiten, zu denen sie zu Hause sein mußte, wurden ihr vorgeschrieben.

»Hört mal, ich bin doch kein kleines Kind mehr«, hatte sie einmal gesagt.

Mehr hatte sie nicht gebraucht. Ihre Mutter hatte ihr vorgehalten, sie wäre eine undankbare Tochter, die es nicht schätze, wenn man sie wohl behüte. Ihr Vater schrie sie an, sie sei ihm noch lange nicht über den Kopf gewachsen, und solange sie in seinem Haus wohne, habe sie zu gehorchen.

Vor drei Monaten hatte Didi einen jungen Mann kennengelernt.

Matt Bendix. Sie verliebte sich in ihn, obwohl er schon mal im Gefängnis gesessen hatte. Wegen Einbruchs. Eine Jugendsünde, gestand er ihr.

Mochte der Teufel wissen, wie Ernest Lodge hinter diese Freundschaft kam. Didis Vater holte Erkundigungen über den jungen Mann ein. Matt Bendix stiftete Didi an, sich zu Hause nicht alles gefallen zu lassen. Er riet ihr, auf ihren Rechten zu beharren. Das tat sie, und sie blieb auch einmal über Nacht weg. Bei Matt. In seinen Armen verbrachte sie die ganze Nacht, und sie war so glücklich wie nie zuvor.

Tags darauf setzte es Prügel.

Ihr Vater verbot ihr den Umgang mit »diesem Verbrecher«, der sie aufsässig und renitent mache. Er sperrte sie ein. Ein paar Tage lang. Danach sah Didi ihren Freund wieder. Je mehr ihre Eltern dagegen waren, desto mehr fühlte sie sich zu Matt Bendix hingezogen. Es war nicht nur Liebe. Es war auch eine gehörige Portion Trotz dabei.

Und soeben redeten ihre Eltern wieder auf sie ein. Sie hatte sich angezogen, trug schwarze Stiefel, einen sandfarbenen Rock, eine weiße Bluse und eine rote Lodenjacke. Sie wollte sich mit Matt treffen. Nur für eine Stunde.

»Wohin gehst du?« fragte ihr Vater, als sie sich davonstehlen wollte.

»Nur eine Runde um den Block.«

»Um dich wieder mit diesem Taugenichts, mit diesem Herumtreiber zu treffen? Nichts da, du bleibst zu Hause!«

»Kind«, sagte Doris Lodge sanft. »Bleib hier, es fängt jeden Moment an zu regnen.«

»Das macht mir nichts aus, ich bin nicht aus Zucker.«

Ernest Lodge legte die Zeitung beiseite. »Der geht es doch nicht um die frische Luft. Die will sich doch nur wieder mit diesem Gangster treffen.«

»Matt ist kein Gangster!« verteidigte Didi leidenschaftlich ihren Freund.

»Er wiegelt dich gegen uns auf. Tut das ein anständiger Mensch? Seit du ihn kennst, bist du kaum noch zu bändigen.«

»Daran ist nicht Matt schuld!«

»Er hat keine Stellung, liegt den ganzen Tag auf der faulen Haut!«

»Kann er etwas dafür, wenn die Firma, in der er gearbeitet hat, in Konkurs ging?«

»Ich sage dir, Matt Bendix taugt nichts!«

»Kind«, meldete sich wieder Doris Lodge zu Wort, »warum siehst du denn nicht ein, daß wir nur dein Bestes wollen? Wir sind nicht deine Feinde.«

»Aber ihr behandelt mich so!« platzte es aus Didi heraus.

»Das hast du nun von deiner Güte!« schrie Ernest Lodge zu seiner Frau hinüber. »Ich habe es immer gesagt: Güte ist Schwäche! Mit ein paar Ohrfeigen erreicht man viel mehr. Die haben noch keinem geschadet. Didi hätte viel mehr davon kriegen sollen, aber du hast dich ja immer schützend vor sie gestellt. Das kommt dabei heraus. Sie widersetzt sich meinen Anordnungen. Sie benimmt sich ihren Eltern gegenüber respektlos. Sie trifft sich trotz meines ausdrücklichen Verbots weiter mit diesem verkommenen Subjekt, ohne zu merken, daß der Kerl die Absicht hat, sie in die Gosse zu ziehen. Niemand darf mir vorwerfen, ich hätte bei der Erziehung meiner Tochter versagt. Ich hätte sie viel härter angepackt, wenn du nicht immer

dazwischengegangen wärst. Es ist deine Schuld, Doris, ganz allein deine Schuld, daß Didi so geworden ist. Dieser Verbrecher wird unsere Tochter kaputtmachen, und es würde mich nicht wundern, wenn sie eines Tages auf dem Strich landet. Man kennt solche Entwicklungen ja.«

»Woher kennst du sie denn?« begehrte Didi zornig auf. »Vom Fernsehen? Sind diese erfundenen Geschichten die wahre Welt, das echte Leben für dich?«

Ernest Lodge starrte seine Tochter gereizt an. »Ich verbitte mir diesen Ton, Didi!«

»Ich lasse mir von dir keine Vorschriften mehr machen, Dad!«

»Didi!« rief Doris Lodge entsetzt aus. »Wie redest du denn mit deinem Vater?«

»Ich habe es satt, satt, satt!« schrie das blonde Mädchen. »Ich kann euer scheinheiliges Getue nicht mehr ertragen. Ihr behandelt mich wie eine Gefangene. Ihr liebt mich nicht. Ihr seid nicht meine Freunde. Ihr braucht jemanden, den ihr unterdrücken, den ihr eure Macht spüren lassen könnt. Aber damit ist es nun vorbei! Ich bin mit euch fertig! Ich bleibe nicht länger in diesem Gefängnis!«

»Didi!« rief Doris Lodge wieder und begann zu weinen.

»Da siehst du, was du angerichtet hast!« schrie Ernest Lodge außer sich vor Wut. »Jetzt weint deine Mutter!«

»Das ist mir egal! Ihr habt auf meine Gefühle auch noch nie Rücksicht genommen!«

Ernest Lodge sprang auf. »Du hartherziges Flittchen! Dir werde ich’s zeigen!«

Er wollte Didi ins Gesicht schlagen, holte aus, doch das blonde Mädchen wich blitzschnell aus, und der Schlag ging daneben. Didi wirbelte herum. Sie hörte ihre Mutter aufschluchzen, riß die Tür auf und stürmte aus der Wohnung. Weg, nur weg von hier! Und sie wollte nie mehr hierher zurückkehren. Das Martyrium sollte ein Ende haben. Sie wollte mit Matt zusammenziehen. Sollte er sie nicht haben wollen, dann würde sie zu Irmy, ihrer Freundin, gehen.

Irmys Wohnung war groß, und sie hatte ihr schon einmal das Angebot gemacht, zu ihr zu ziehen. Aber Irmy wechselte ihre Freunde fast so oft wie ihre Höschen, und das hatte Didi bislang davon abgehalten, das Angebot anzunehmen.

Irmy wäre froh gewesen, wenn Didi zu ihr gezogen wäre, denn die Miete für die Wohnung war gesalzen. Sie hätte sie sich gern mit jemandem geteilt.

Didi rannte aus dem Haus. Ein kühler Wind blies ihr ins erhitzte Gesicht. Oben wurde ein Fenster aufgerissen. Ernest Lodge erschien. Mit befehlsgewohnter Stimme schrie er: »Didi, du kommst sofort wieder nach Hause!«

Sie zuckte mit den Schultern und lief weiter. Dieses Kapitel war für sie zu Ende. Es sollte keine Fortsetzung mehr finden. Nicht, wenn sie mit Matt Bendix zusammen war, würde sie vor die Hunde gehen, sondern wenn sie weiter zu Hause blieb, würde das passieren.

Vielleicht geschah alles, was ihre Eltern taten, wirklich nur aus Liebe. Aber man kann auch die Liebe übertreiben!

Regentropfen fielen ihr ins Gesicht. Sie wischte das Wasser nicht ab. Matt wartete in einem Pub auf sie. Didi wollte ihn anrufen und ihm mitteilen, was passiert war, wozu sie sich entschlossen hatte.

Sie wollte es ihm nicht erst im Lokal sagen.

Er sollte darauf vorbereitet sein, ehe sie ihm vor die Augen trat, dann hatte er Zeit, sich mit dem Problem auseinanderzusetzen.

Wie würde er sich entscheiden?

Didi hatte ein bißchen Angst vor den kommenden Minuten.

Sie eilte durch das Streulicht von Straßenlaternen.

Um die nächste Ecke stand eine Telefonbox. Diese war Didi Lodges Ziel. Von da aus wollte sie mit Matt Bendix reden, und es würde sich herausstellen, wie groß seine Liebe zu ihr wirklich war.

Jetzt würde Matt Farbe bekennen müssen.

Didi bog um die Ecke. Ihre Gedanken waren weit weg. Bei ihren Eltern, bei Matt und bei Irmy. Geistesabwesend steuerte sie auf die Telefonzelle zu. Ihr Gehör fing eine Stimme auf, die sagte: »Hallo, Tony Ballard! Hier ist der Sensenmann!«

Didi hob verwundert den Blick. Machte sich da jemand einen makabren Scherz? Im selben Moment prallte das Mädchen entsetzt zurück. Es handelte sich um keinen Scherz. In der Telefonzelle stand tatsächlich… der Sensenmann!

***

Mit schockgeweiteten Augen starrte Didi das Skelett an. Bleich schimmerten die Knochen durch das Glas. Didi Lodge zweifelte an ihrem Verstand. Spielten ihr ihre überreizten Sinne einen Streich?

Das war doch nicht möglich. Wie konnte denn ein Gerippe in der Telefonbox stehen und telefonieren?

Aber es war so.

Der Knochenmann stand in der Zelle, hielt den Hörer in seinen Knochenfingern und redete mit einem Mann namens Ballard!

Didi drehte durch. Dieser Horror war zuviel für sie. Der Sensenmann beobachtete sie nicht. Seine grinsende Knochenfratze war von ihr abgewandt. Didi hetzte in panischer Furcht los. Sie hatte Angst um ihr Leben. Wenn das Skelett nun einhängte und aus der Telefonzelle kam… Was dann? Wohin sollte sie laufen, wenn sich das Gerippe an ihre Fersen heftete?

O Gott, laß das nicht zu! dachte Didi verstört.

Sie hetzte die Straße entlang. Dicke Regentropfen klatschten ihr ins Gesicht, sie spürte es nicht. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie laufen sollte. Sie rannte einfach, lief, lief, lief so schnell sie konnte, bog um die Ecke und prallte gegen einen großen, breitschultrigen Mann.

Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle.

Jetzt erst erkannte sie, daß es sich um einen Polizisten handelte.

Vor dem brauchte sie keine Angst zu haben. Der würde ihr bestimmt nichts tun. Von dem konnte sie Hilfe erwarten.

»Na, na, na«, sagte Tom Agar, der Polizist, und lächelte gutmütig.

»Finden Sie es richtig, einen unterbezahlten Polizisten umzurennen, kleine Lady?«

»Verzeihung… Ich … äh … Mein Gott …«

Tom Agars Brauen zogen sich zusammen. »Gibt es ein Problem, Miß? Kann ich Ihnen helfen? Sie sehen so verstört aus. Hat Sie jemand überfallen?«

Didi schüttelte ihre blonde Mähne. »Nein.«

»Was nein?«

»Nein, mich hat niemand überfallen, Konstabler.«

»Aber Sie sehen aus, als ob der Teufel hinter Ihrer Seele her gewesen wäre.«

»Es war nicht der Teufel.«

»Sondern?«

»Der… Konstabler, ich bin nicht verrückt, aber Sie werden denken, daß ich wahnsinnig bin. Was ich gesehen habe, darf es eigentlich nicht geben. Und doch war es entsetzliche Realität.«

»Worum geht es, Miß?« fragte Tom Agar eindringlich. »Versuchen Sie sich so präzise wie möglich auszudrücken.«

»Ich hatte Streit mit meinen Eltern.«

»Ja, und?«

»Mein Vater wollte mich schlagen, da bin ich weggerannt aus der Wohnung. Ich wollte von der nächsten Telefonzelle aus meinen Freund anrufen. Matt Bendix heißt der.«

»Und weiter?«

»Als ich… als ich die Telefonzelle erreichte, bot sich mir ein Bild des absoluten Grauens, Konstabler.«

»Liegt eine Leiche drin?«

Didi schüttelte den Kopf. »Nein, es stand jemand in der Zelle. Ein Gerippe. Ein Skelett. Der… der Sensenmann!«

Tom Agar kratzte sich am Hinterkopf. »Also hören Sie, Miß… Wie ist eigentlich Ihr Name?«

»Didi Lodge. Sie glauben mir nicht?«

»Nun, für gewöhnlich hängen Skelette nur in Schulen und in Geisterbahnen herum.«

»Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, Konstabler.«

»Da muß sich jemand einen Jux gemacht haben. Zeigen Sie mir die Zelle.«

Didi führte den Polizisten zur Telefonbox. Von weitem schon sah sie, daß die Zelle leer war. Tom Agar sog sie Luft geräuschvoll ein und blies seinen Brustkorb auf. So ungefähr habe er sich das vorgestellt, meinte er.

»Aber das Skelett war da!« beharrte Didi.

»Okay, jemand hat hier einen Kunststoffknochenmann hineingehängt, um Sie zu erschrecken.«

»Niemand wußte, daß ich kommen würde.«

»Dann hing das Gerippe eben hier, um irgend jemand zu erschrecken. Hinterher hat man es abgemacht und fortgeschafft.«

»Nein, Konstabler, so war es nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil dieses Skelett gelebt hat!«

»Vorsicht, Miß, versuchen Sie mich nicht auf den Arm zu nehmen. Ich bin zu schwer für Sie!«

»Der Knochenmann hat gelebt, und er hat gesprochen!« behauptete Didi trotzig.

Das war dem Konstabler zuviel. Er nahm Didi mit aufs Polizeirevier.

***

Meinen Körper durchlief ein eiskaltes Prickeln. Da war der Sensenmann am Telefon! Daß es sich um einen Menschen handelte, der mich schocken wollte, glaubte ich mit Sicherheit ausschließen zu können. Dieser Anruf war tödlicher Ernst!

Ein neuer Schlag der schwarzen Macht?

Eine neue Blüte des Horrors?

Ich preßte den Hörer an mein Ohr und hörte den Sensenmann höhnisch lachen. Mein Herz krampfte sich zusammen. Was wollte er von mir? Er schien meine unausgesprochene Frage zu hören.

»Es ist für gewöhnlich nicht meine Art, mein Kommen anzukündigen«, sagte er mit einer widerlichen Stimme. »Im allgemeinen trete ich unverhofft und ohne Vorwarnung an meine Opfer heran, doch in deinem Fall will ich eine Ausnahme machen. Weil du nicht irgendjemand bist. Weil du der größte Feind der schwarzen Macht bist. Du hast der Hölle viele Niederlagen bereitet. Nun schlägt sie zurück, Tony Ballard. Deine Uhr ist abgelaufen, Dämonenhasser. Ich werde dich holen kommen. Bald, schon sehr bald. Bereite dich aufs Sterben vor. Diesmal kommst du nicht über die Runden. Diesmal geht es dir unwiderruflich ans Leben.«

Kein Mensch kann aufmucken, wenn seine Zeit gekommen ist.

Aber ich weigerte mich, zu glauben, daß ich bereits dran war. Ich war kerngesund, hatte eben erst den Höhepunkt meiner

Leistungsfähigkeit erreicht. Es mußte sich um einen Irrtum handeln. Ich konnte noch nicht an der Reihe sein. Ich fühlte mich großartig, allen Gefahren gewachsen.

Ich sagte das dem Sensenmann.

Er lachte mich aus. »Niemand will es wahrhaben. Es ist immer dasselbe mit euch Menschen. Du bildest darin keine Ausnahme, Tony Ballard. Es darf nicht sein, weil du noch nicht damit rechnest. Aber es wird geschehen. Ich werde dich holen. Weil deine Zeit um ist.«

Hier ging's doch nicht mit rechten Dingen zu. Verdammt, ich war noch zu jung zum Sterben. Ich witterte einen hundsgemeinen Trick hinter diesem Anruf.

»Hör zu!« rief ich aufgebracht in die Membrane. »Melde dich in dreißig, vierzig Jahren wieder bei mir, okay? Und bis dahin vergiß mich!«

Er lachte gemein. »Das würde dir so passen.«

»Allerdings.«

»Aber so läuft die Sache nicht. Es gibt keinen Aufschub für dich, Tony Ballard!«

»Ich warne dich! Komm mir nicht zu nahe.«

»Was willst du gegen mich ausrichten, du armseliger Wicht?«

»Ich werde mein Leben mit Klauen und Zähnen verteidigen.«

»Das wir dir nichts nützen.«

»Das werden wir ja sehen!«

»Kein Mensch kann sich dem Tod widersetzen.«

»Ich schon, und ich werde dir beweisen, daß meine Uhr noch lange nicht abgelaufen ist. Du läßt dich von der schwarzen Macht zu ihrem Werkzeug machen, Gevatter Tod. Bist du dir dafür nicht zu schade?«

»Es bleibt dabei, Tony Ballard. Du mußt sterben. Sag deinen Freunden adieu. Aber mach schnell, denn allzuviel Zeit hast du nicht mehr.« Es klickte in der Leitung. Der Sensenmann hatte aufgelegt. In mir kochte die Wut. Die Hölle mußte an meiner Lebensuhr gedreht haben, aber damit fand ich mich nicht ab. Gevatter Tod sollte mich nicht kriegen. Er mußte warten, bis meine Zeit wirklich gekommen war.

Es schellte an der Tür. Ich verließ den Living-room und öffnete.

Unwillkürlich legte ich meine Hand auf die superflache Weihwasserpistole, und ich fragte mich, ob ich damit gegen den Tod etwas ausgerichtet hätte. Stand der Sensenmann nicht über allen Dingen? Vermutlich ja. Aber nur dann, wenn im Ablauf der Geschehnisse nicht gemogelt wurde.

Mein Problem lag auf jeden Fall anders!

»Tony!« Es war Lance Selby. »Sag mal, ist dir ein Gespenst begegnet? So siehst du nämlich aus.«

Ich ließ den Parapsychologen ein und schloß die Tür. »Ich habe

soeben etwas viel Verrückteres erlebt, Lance: Ich hatte den Sensenmann am Telefon!«

Mein Freund und Nachbar riß die Augen auf. Er betrachtete mich besorgt. Mir kam vor, als sehe er mich wie einen Todeskandidaten an. Ich berichtete ihm von dem unheimlichen Gespräch, und Lances Miene verfinsterte sich mehr und mehr. Auch er war der Ansicht, daß da die schwarze Macht ihre Hand im Spiel hatte.

»Was hast du vor, Tony?« fragte mich Lance.

»Ich werde kämpfen.«

Er nickte. »Das ist das Beste, was du tun kannst.«

»Finde ich auch.«

»Wenn du mir erlaubst, werde ich dich in diesem Kampf unterstützen.«

Ich grinste. »Dein Angebot wird dankend angenommen.« Dann begab ich mich zur Bar und goß den Drink ein, dessentwegen der Parapsychologe herübergekommen war. Während ich an meinem Pernod schlürfte, kreisten meine Gedanken fortwährend um Gevatter Tod, und ich muß gestehen, mir war nicht ganz wohl in meiner Haut, denn meine Zukunft war mehr als ungewiß. Unwillkürlich fragte ich mich, ob außer mir auch noch andere Menschen vorzeitig abtreten sollten.

Wenn ja…

Mich schauderte, denn ich hatte keine Möglichkeit, ihnen beizustehen.

***

Sie saß auf dem Revier. Nüchterne Wände umgaben sie. Plakate mit Aufrufen und Tips, wie man sich gegen diverse Verbrechen schützen konnte, klebten daran. Zwei Beamte verhörten Didi Lodge. Tom Agar, der sie hergebracht hatte, stand neben der offenen Tür. Eine Menge Fragen prasselten auf das Mädchen nieder. Viele wiederholten sich. Man hoffte, daß sich das Mädchen verplappern würde, denn da hätten die Beamten sofort eingehakt.

»Wie heißen Sie?«

»Das habe ich Ihnen doch schon mindestens dreimal gesagt«, ärgerte sich das blonde Mädchen.

»Dann sagen Sie es uns eben ein viertes Mal, was ist schon dabei?«

»Didi Lodge.«

»Geboren?«

»12. 1. 63.«

»In?«

»London«, antwortete Didi.

»Wohnhaft?«

Didi zögerte, dann nannte sie die Adresse ihrer Eltern. Eigentlich

wohnte sie da ja nicht mehr. Bei Matt Bendix wohnte sie aber auch noch nicht. Und ebensowenig bei Irmy. Da sie den Beamten jedoch irgendeine Adresse nennen mußte, gab sie die ihrer Eltern an.

»Sie tragen keine Papiere bei sich, Miß Lodge.«

»Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich mit meinen Eltern Streit hatte. Ich bin aus der Wohnung gerannt, ohne meine Handtasche mitzunehmen. Wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Ausweis brauchen würde, hätte ich die Tasche bestimmt nicht liegengelassen.«

»Sie hatten Streit wegen eines jungen Mannes.«

»Ja, aber das ist doch hier ganz unwichtig.«

»Überlassen Sie es uns, zu entscheiden, was wichtig ist und was nicht.«

»Okay, okay.«

»Danke. Haben Sie Telefon zu Hause?«

»Nein.«

»Dann läßt sich im Moment also nicht nachprüfen, ob Sie uns die Wahrheit erzählen.«

»Können Sie mir einen Grund nennen, warum ich Sie belügen sollte?«

»Wie sollen wir die Gründe kennen? Nehmen Sie Rauschgift, Miß Lodge?«

»Wie kommen Sie denn darauf?« brauste Didi auf.

»Bitte beantworten Sie unsere Frage!«

»Ich nehme natürlich kein Rauschgift. Was halten Sie von mir?«

»Sie wollen immerhin ein Skelett in einer Telefonzelle gesehen haben.«

»Ich *will* es nicht gesehen haben, wenn ich Sie korrigieren darf, ich *habe* es gesehen.«

»Und als Sie es Konstabler Agar zeigen wollten, war es verschwunden.«

»Das kann ich nun mal nicht ändern.«

»Sie behaupten, das Skelett habe gesprochen.«

»Allerdings.«

»Würden Sie wiederholen, was es sagte.«

»Es sagte: ›Hallo, Tony Ballard! Hier ist der Sensenmann!‹«

***

Wie immer, wenn Larry Latham nicht wußte, worüber er schreiben sollte, wie stets, wenn er auf der Suche nach einer aktuellen Story war, trieb er sich – sehr zum Leidwesen der Beamten – in der Polizeistation herum und ging allen auf den Wecker. Er war ein Durchschnittskerlchen, der mit seinem Aussehen kaum auffiel. Seine Hartnäckigkeit wurde von jedermann, der schon mal mit ihm zu tun gehabt hatte, gefürchtet.

Er trug eine speckige semmelgelbe Lederjacke und Jeans mit einem

breiten Gürtel, den eine überdimensionale Schnalle zierte.

Die Schuhe waren gespitzt, ihre Absätze schiefgelaufen. Auf gute Kleidung hatte Larry Latham noch nie viel gehalten.

Soeben bearbeitete er einen blaßgesichtigen Sergeant. »Hören Sie, Sie kennen doch das Sprichwort: Leben und leben lassen. Ich bin auf das angewiesen, was mir andere erzählen. Es ist mir lieber, meine Informationen hier, als anderswo, um sieben Ecken herum, zu kriegen. Was ich hier erfahre, ist noch nicht verfälscht. Je mehr Menschen es wiederkäuen, um so unwahrer wird es, das ist ein alter Hut.«

Der Sergeant seufzte geplagt. »Warum gehen Sie nicht nach Hause, Latham? Ich sagte Ihnen doch schon, daß heute nichts los war.«

»Das kann ich fast nicht glauben. Ich meine, ich zweifle natürlich nicht daran, daß Sie die Wahrheit sagen, aber in einem Bezirk wie diesem muß sich doch in vierundzwanzig Stunden irgend etwas ereignen.«

»Es war heute ein ruhiger Tag. Einer von wenigen. Wir werden ihn rot im Kalender anstreichen.«

»Hat kein Mann seine Frau verprügelt?«

»Vielleicht hat er's getan, und die Frau hat nicht laut genug um Hilfe geschrien.«

»Wurde kein Penner aufgegriffen, dem ihr einen Einbruch oder ein anderes Verbrechen in die Schuhe schieben könnt?«

»Wenn ich Ihnen doch sage, es ist nichts vorgefallen.«

»Tom Agar hat vorhin ein Mädchen gebracht. Er machte einen ziemlich verdrossenen Eindruck. Wer ist die Kleine? Was gibt es für ein Problem mit ihr?«

»Das weiß ich nicht. Sie wird gerade vernommen.«

»Ob ich da mal zuhören darf?«

»Ausgeschlossen. So etwas ist schließlich keine öffentliche Theateraufführung.«

»Sie machen's einem wirklich nicht leicht. Wissen Sie, daß ich seit drei Tagen keine brauchbare Story mehr abliefern konnte? Wenn das seine Fortsetzung findet, liege ich in Kürze auf der Straße. Mein Job ist hart, mein Chef unerbittlich. Der fragt nicht, wie ich an meine Berichte komme. Solange ich sie bringe, ist alles in Butter. Wenn ich aber nicht mehr in der Lage bin, etwas Interessantes aufzureißen, kriege ich einen Tritt in den Hintern und falle dem Staat als Arbeitsloser zur Last. Können Sie das verantworten, Sergeant?«

Der Polizeibeamte schaute Larry Latham unwillig an. »Soll ich für Sie vielleicht ein Verbrechen begehen, damit Sie zu einer Story kommen?«

Latham lächelte listig. »Sie brauchen mich bloß zu ignorieren.«

»Und was tun Sie dann?«

»Lauschen. Nur lauschen. Das tut doch keinem weh.«

»Na schön, aber ich weiß von nichts, ist das klar?«

Latham nickte mit ernster Miene. »Sonnenklar, Sergeant.« Er ließ den Beamten stehen und begab sich zu jenem Zimmer, in dem sich Didi Lodge mit Tom Agar und zwei Verhörleuten befand. Er bekam einen Großteil des Verhörs mit, und seine Augen fingen zu strahlen an, denn was er hörte, war eine Sensation. Wenn er die Story clever untermauerte, würde sie wie eine Bombe einschlagen. Ein Skelett in einer Telefonzelle!

Didi Lodge hatte es sprechen hören, und was hatte das Gerippe gesagt?

»Hallo, Tony Ballard! Hier ist der Sensenmann!«

Larry Latham wußte sofort, wie seine nächsten Schritte aussehen mußten.

***

»Worüber denkst du nach, Tony?« fragte mich Lance Selby.

Ich wickelte ein Lakritzbonbon aus dem Papier und schob es mir in den Mund. »Über den Anruf natürlich. Hier handelt es sich garantiert um eine Schweinerei der schwarzen Macht. Sie scheint einen neuen Dreh gefunden zu haben, mich loszuwerden. Ich würde gern die Initiative ergreifen, aber ich weiß nicht, wo ich einhaken soll. Wer zeichnet für das Auftreten des Sensenmannes verantwortlich? Wem habe ich es zu verdanken, daß Gevatter Tod mich auf seine ›Abschußliste‹ gesetzt hat? Von wo aus hat der Knochenmann angerufen?«

»Viele Fragen«, sagte der Parapsychologe seufzend. »Ich wollte, ich könnte dir wenigstens eine beantworten. Was wirst du unternehmen?«

»Was kann ich tun? Nichts. Ich muß abwarten. Erst wenn ich den Zug meines Gegenspielers erkenne, kann ich reagieren. Hoffentlich bin ich dann nicht zu spät dran. Es ist verdammt kein angenehmes Gefühl, Lance, auf der Abholliste des Todes zu stehen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Vielleicht sollten wir Vorkehrungen treffen, damit dich der Sensenmann nicht überrumpeln kann.«

Ich schüttelte trotzig den Kopf. »Nein, Lance. Ich will mich nicht einigeln. Ich muß den Tod an mich heranlassen, um zu erfahren, wer hinter den Kulissen die Fäden zieht.«

»Das kann gefährlich werden, Tony«, gab Lance zu bedenken.

»Ich weiß, aber wenn ich kein Risiko mehr einzugehen bereit bin, kann ich meinen Job aufgeben, dann bin ich nichts mehr wert.«

Das Telefon läutete. Wir zuckten beide zusammen. Wer war der Anrufer? Noch einmal der Sensenmann? Ich begab mich zum Apparat, hob ab, meldete mich mit fester, aggressiver Stimme. »Ballard!«

Am anderen Ende der Leitung war nicht wieder Gevatter Tod, sondern ein Reporter namens Larry Latham…

***

Huck R. Koenig war ein Selfmademan. Er war aus dem Stand ganz weit nach oben gesprungen. Ein Senkrechtstarter, der aus dem Nichts kam. Zu Beginn hatte sein Kapital lediglich aus einer gut fundierten Schulbildung bestanden. Zähigkeit, Cleverneß, eine gute Nase für lukrative Geschäfte waren ihm angeboren. Er scheute keine Arbeit. Manchmal schuftete er rund um die Uhr, und mit fünfundzwanzig Jahren besaß er seine erste Million. Das Glück des gerissenen Spekulanten hatte ihm dazu verholfen.

In Finanzkreisen herrschte die allgemeine Ansicht, daß nur die erste Million schwer zu erreichen ist. Danach geht es schon leichter.

Auch Koenig machte diese Erfahrung.

Er legte sein Geld gut an, und es vermehrte sich zwangsläufig.

Aber er arbeitete immer noch hart, schenkte sich nichts, denn wer rastet, der rostet, und wer sein Geld erhalten will, muß sich auch ständig darum kümmern, sonst kriegt es eines Tages die Schwindsucht.

Sein finanzieller Hintergrund öffnete ihm die Türen zu den besten Kreisen. Er war ein begehrter Mann, seit er wieder zu haben war. Seine Frau starb vor fünf Jahren an einem unheilbaren Leberleiden. Nach einem Jahr Trauer zeigte er sich wieder in der Öffentlichkeit, und es gab sofort viele Frauen und Mädchen, die ihn gern über den schmerzlichen Verlust hinweggetröstet hätten.

Er wies nicht alle ab. Einige von ihnen fanden den Weg in sein Bett und schenkten ihm alles, was sie hatten. Er bedankte sich mit einem großzügigen Geschenk dafür und blieb allein.

Müde fuhr er sich über die Augen. Er schaute zum Fenster.

Regentropfen trommelten dagegen. Licht brannte in seinem großen Arbeitszimmer, dessen Wände von hohen Bücherregalen verstellt waren. Vor dem großformatigen Schreibtisch saß Rosalind Conn, seine Sekretärin.

Schwarzhaarig, Brillenträgerin, korrekt gekleidet – eine graue Maus, die er sich eigentlich noch nie genau angesehen hatte. Sie arbeiteten seit sechs Jahren zusammen. Rosalind hatte Koenigs Frau noch gekannt, und sie war ihm in der Zeit nach deren Tod eine große Hilfe gewesen. Immer zugegen, wenn er sie brauchte. Stets unaufdringlich, hilfsbereit. Ein Juwel. Es war eigentlich nicht richtig, daß er sie so wenig betrachtete.

An diesem Abend tat er es zum erstenmal. Sie saß auf dem Stuhl, hatte die Beine übereinandergeschlagen, und er bemerkte, daß es schlanke, wohlgeformte Beine waren.

Auch ihre Figur unter dem schlichten Kostüm war wohlgeformt, und wenn man ihr Gesicht genauer betrachtete, war sie eigentlich gar nicht so unhübsch. Die Brille störte ihn, und er fragte sich, wie sie wohl aussah, wenn sie das hochgesteckte Haar offen trug.

Warum hatte er nicht wieder geheiratet? Er wußte es nicht genau, aber konnte nicht Rosalind daran schuld sein? Sie war immer für ihn da, wenn er sie brauchte. Natürlich beschränkte sich ihr Kontakt nur auf den beruflichen Bereich, doch Huck R. Koenig spürte, daß zwischen ihnen trotzdem mehr war als das nüchterne Geschäft.

Sie wartete geduldig, Stenoblock und Bleistift in den schlanken Händen, schaute ihn an und lächelte sanft. »Wenn Sie müde sind, sollten wir für heute Schluß machen, Mr. Koenig.«

»Diesen einen Brief noch, dann ist Feierabend«, erwiderte der Millionär. »Ich habe Sie heute wieder mal über Gebühr beansprucht.«

»Das macht doch nichts. Sie wissen, daß ich gern für Sie arbeite.«

»Sie haben überhaupt kein Privatleben.«

»Das stört mich nicht.«

»Gibt es keinen Mann in Ihrem Leben, der auf Ihren Job eifersüchtig ist, oder auf Ihren Chef?«

Sie senkte verlegen den Blick und errötete. Was empfand sie für ihn? War er mehr für sie als nur ihr Arbeitgeber?

»Es gibt keinen Mann in meinem Leben, Mr. Koenig«, sagte sie leise.

Er räusperte sich. »Ich glaube, ich muß Sie wegen meiner Neugier um Verzeihung bitten, Rosalind. Es steht mir nicht zu, Ihnen solche Fragen zu stellen. Ihr Privatleben ist Ihre eigene Angelegenheit… Wo waren wir stehengeblieben?«

Rosalind Conn blickte auf ihren Block und las den letzten Satz vor. Huck R. Koenig setzte das Diktat fort und beendete mit den Worten: »So, und jetzt brauche ich einen Drink. Möchten Sie auch etwas haben?«

»Ja, gern.«

Er begab sich zur Hausbar, die in die holzgetäfelte Wand eingelassen war, und zählte auf, was er hatte. Sie entschied sich für einen Gin-Fizz. »Aber nur einen kleinen«, sagte sie. »Ich kann Alkohol nur in geringen Mengen vertragen.«

An diesem Abend interessierte ihn Rosalind zum erstenmal als Frau. Er war begierig, alles über sie zu erfahren. In den sechs Jahren, die sie nun schon für ihn arbeitete, war sie stets sehr zurückhaltend gewesen. Er wußte so gut wie gar nichts von ihr, und das war eigentlich schade.

Er brachte ihr den Drink.

»Ich hoffe, Sie können für mich noch ein bißchen Zeit erübrigen«, sagte er lächelnd.

»Soviel Sie wollen. Ich habe nichts vor, Mr. Koenig.«

Er stieß mit ihr an und sagte ihr, daß er sie sehr schätze. Sie wurde sofort wieder verlegen. Er spürte, daß sie ihn mochte. In all den Jahren hatte sie es ihm nicht gezeigt, und ihm war es auch nicht aufgefallen. Aber heute abend, da bemerkte er es, und es gefiel ihm.

Du bist ein Idiot, sagte er im Geiste zu sich. Diese Frau liebt dich,

aber du warst bis heute mit Blindheit geschlagen.

Sie ließ sich zu einem zweiten Glas überreden.

Er bat sie, ihm von sich zu erzählen. Sie sträubte sich anfangs dagegen, gab seinem Drängen schließlich nach, meinte aber: »Es gibt wohl kaum eine uninteressantere Person wie mich.«

Er widersprach. Nicht aus Höflichkeit. Sie erzählte ihm viele Dinge, von denen er keine Ahnung hatte. Der Gin-Fizz löste ihre Zunge. Sie sprach von einer enttäuschten Liebe.

»Das hat mich sehr verletzt«, sagte sie. »Ich verkroch mich in mein Schneckenhaus und kam nie wieder heraus. Ich hatte Angst vor einer neuen Enttäuschung, habe sie immer noch.«

Nach dem dritten Gin-Fizz bekamen ihre Augen ein seltsames Feuer. Er bat sie, die Brille abzunehmen. Sie tat es zögernd. Auch seinen Wunsch, das Haar zu lösen, erfüllte sie ihm. Er war überrascht.

»Wissen Sie, daß Sie sehr schön sind, Rosalind«, sagte er bewundernd.

Sie schaute zu Boden. »Sie sollten das nicht sagen, Mr. Koenig.«

»Warum nicht? Es ist die Wahrheit.« Er trat auf sie zu. Sein Blut pochte auf einmal in den Schläfen. Er hatte den Wunsch, sie in seine Arme zu nehmen und sie zu küssen. Aufgeregt faßte er unter ihr Kinn. Er hob ihren Kopf. In ihren Augen war ein Ausdruck, der mehr sagte als tausend Worte, und sie begriffen in diesem Moment beide, daß sie füreinander bestimmt waren, daß sie zusammen gehörten.

Er stellte sein Glas weg, nahm das ihre aus ihren zarten Fingern, stellte es gleichfalls auf den Schreibtisch, zog sie hoch, nahm sie in seine Arme, preßte sie an sich und spürte, wie sie zitterte.

»Mein Gott, was war ich all die Jahre für ein Narr«, sagte er glücklich. »Wie war es möglich, daß ich dich so lange übersehen konnte?«

Er küßte sie, und sie versanken in einen Rausch von hemmungsloser Leidenschaft. Ein Damm brach in ihnen. Eine Sturzflut riß sie mit sich fort. Irgendwann landeten sie im Schlafzimmer auf dem breiten Doppelbett und jagten einem Höhepunkt entgegen, wie sie ihn noch nie zuvor erlebt hatten.

Später lagen sie dann glücklich nebeneinander. Koenig rauchte.

Rosalind streichelte zärtlich seine nackte Schulter. »Ich bereue nichts«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Gar nichts. Es war wunderschön, Huck.«

»Wir werden heiraten«, sagte er.

»Du brauchst dich nicht zu binden, Huck. Du bist mir nichts schuldig.«

»Möchtest du nicht meine Frau werden?«

»O, doch, doch. Ich möchte nur nicht, daß du dich mir gegenüber verpflichtet fühlst, weil wir uns dazu hinreißen ließen. Ich liebe dich.

Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich liebe.«

»Dann wirst du meine Frau, und keine Widerrede.« Er grinste.

»Marion da Costa, meinen geldgierigen Neffen, wird der Schlag treffen, wenn er von diesem Entschluß erfährt.«

»Er mag dich nicht?«

»Ich bin ihm egal. Sein ganzes freundliches Getue gilt nur meinem Geld. Er möchte es erben. Ich würde ihm einen großen Gefallen erweisen, wenn ich noch heute das Zeitliche segnen würde, aber bei allem Verständnis kann ich mich dazu nicht entschließen. Er wird noch lange auf sein Erbteil warten müssen. Meine erste Ehe blieb kinderlos. Vielleicht habe ich in der zweiten Ehe mehr Glück. Was hältst du von Kindern?«

»Sehr viel. Wir werden eine große, glückliche Familie werden, Huck.«

»Und Marion da Costa wird bei jedem Baby, das du mir schenkst, vor Wut beinahe zerplatzen, denn dadurch wird das Tortenstück, das er einmal bekommen wird, immer kleiner.«

Rosalind begab sich ins Bad. Er hörte, wie sie duschte, stand auf und schlüpfte in seinen Morgenmantel. Plötzlich vernahm er ein dumpfes Poltern. Es kam aus dem Arbeitszimmer. Erstaunt hob er den Kopf. War da jemand? Seine Miene verfinsterte sich. Furchtlos verließ er das Schlafzimmer. Energisch stieß er die Tür zum Arbeitszimmer auf und trat ein.

Er schloß die Tür hinter sich.

Da sprang ihn auf einmal das Grauen an wie ein reißendes Tier.

Denn mitten im Raum stand… ein Skelett!

***

Ich kannte Larry Latham nicht persönlich, hatte aber schon einige seiner Artikel gelesen. Er machte gern aus einer Mücke einen Elefanten.

»Entschuldigen Sie die Störung, Mr. Ballard«, sagte der Reporter.

»Ich würde Sie nicht belästigen, wenn die Sache nicht wichtig wäre.«

»Wichtig für wen?« fragte ich. »Für Sie oder für mich?«

»Für uns beide. Mir kam zu Ohren, daß Sie einen ungewöhnlichen Anruf erhielten.«

»Ich gratuliere Ihnen zu Ihren Ohren.«

»War wirklich der Sensenmann am Telefon, Mr. Ballard?«

»Kann schon sein. Warum wollen Sie's wissen?«

»Sie sind ein bekannter Dämonenjäger. Ich würde gern eine brandaktuelle Story über Sie schreiben. Eine Geschichte, die von vorn bis hinten nicht aus den Fingern gesogen ist. Ich möchte einen Bericht bringen, der die Leser von den Stühlen reißt. Sind Sie einverstanden?«

»Ich nehme an, ich soll Ihnen dafür die Fakten liefern.«
»So ist es.«
»Tut mir leid, meine Facts würden nicht einmal fünf Zeilen ergeben.«
»Die Sache wird sich doch hoffentlich noch weiterentwickeln.«
»Mir wäre lieber, wenn sie das nicht täte.«
»Aus welchem Grund hat der Sensenmann Sie angerufen, Mr. Ballard?«
»Woher wissen Sie von diesem Anruf?« fragte ich zurück.
»Man hat eben so seine Quellen.«
»Heraus mit der Sprache, Latham!« herrschte ich den Reporter ungeduldig an.
»Sind wir Partner, Ballard? Vielleicht kann ich Ihnen ein paar gute Tips geben. Dafür brauchen Sie sich bloß mit dem Einverständnis zu revanchieren, daß ich nach Abschluß des Falles exklusiv darüber berichten darf. Es kostet Sie also nichts weiter als ein: ›Okay, Latham.‹«
»Na schön. Okay, Latham.«
»Sie werden Ihren Entschluß nicht bereuen, Mr. Ballard«, sagte der Reporter begeistert. »Wollen wir uns treffen?«
»Einverstanden. Wo?«
»Oxford Circus. Da erfahren Sie dann alles, was ich weiß.«
»Ist mir recht«, sagte ich und legte auf. Lance kannte die Hälfte des Telefonats.
Ich füllte die Lücken auf und fragte ihn: »Kommst du mit?«
»Selbstverständlich.«
Ich holte meinen Peugeot 504 TI aus der Garage, Augenblicke später brauste ich die Chichester Road entlang. Von Paddington bis zum Oxford Circus war es nicht allzuweit. Wir legten die Strecke in nicht ganz fünfzehn Minuten zurück, erreichten den Circus, rollten einmal im Kreisverkehr mit, und dann sah ich einen Mann am Straßenrand winken.
Ein unscheinbarer Bursche.
Larry Latham.
Ich stoppte. Er eilte auf meinen Wagen zu. »Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Ballard. Ich hatte schon lange den Wunsch, Sie kennenzulernen. Heute hat's endlich geklappt. Man erzählt sich wahre Wunderdinge über Sie.«
»Reporterlatein«, gab ich trocken zurück.
Er stand noch draußen, blickte zum Seitenfenster herein, an mir vorbei, auf meinen Freund.
»Das ist Professor Lance Selby, Parapsychologe«, sagte ich.
»Angenehm«, sagte Larry Latham.
»Und was nun?« fragte ich.
»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Hat Ihr Wagen den Geist aufgegeben?«

»In der heutigen Zeit muß man Treibstoff sparen.«

Ich öffnete die Türverriegelung hinten. Er hob das Bein nicht hoch genug, stolperte und fiel in den Wagen herein, tauchte hinter uns gleich wieder auf und grinste.

»Sie wollten mir was erzählen«, sagte ich.

Er nickte. »Ich brauchte mal wieder was für meine Zeitung, deshalb begab ich mich auf die Polizeistation, in deren Nähe ich wohne. Hin und wieder fällt dabei eine halbwegs akzeptable Story ab. Daß mir mein Besuch diesmal eine Sensation bescheren würde, damit rechnete ich allerdings nicht.«

»Woher weiß die Polizei vom Auftauchen des Sensenmanns?«

fragte ich.

Lance und ich erfuhren von Konstabler Tom Agar und einem Mädchen namens Didi Lodge. Der Reporter gab den Inhalt des Verhörs wieder, und nun kannten wir die Zusammenhänge.

Es hatte kurz zu regnen aufgehört. Jetzt fing es wieder an. Ich schaltete die Scheibenwischer ein. Sie tickten monoton hin und her.

»Befindet sich das Mädchen noch auf dem Revier?« wollte ich wissen.

»Nein, man hat sie inzwischen nach Hause geschickt«, antwortete Larry Latham.

»Wissen Sie, wo sie wohnt?«

»Ja, aber da würde ich nicht hinfahren.«

»Warum nicht?«

»Didi Lodge hatte Trouble mit ihren Eltern, deshalb ist sie von zu Hause weggelaufen. Wenn Sie da jetzt auftauchen, platzen Sie wahrscheinlich in die Fortsetzung des Familienkrachs hinein, und Didi kann Ihnen doch nichts Neues erzählen.«

»Sie könnte mir sagen, von welcher Telefonzelle aus mich der Sensenmann angerufen hat.«

»Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen die Zelle zeigen.«

»Ist mir auch recht«, sagte ich.

»Was hat Gevatter Tod eigentlich von Ihnen gewollt?«

Ich sagte es dem Reporter. Lathams Augen weiteten sich vor Staunen. »Meine Güte, Sie werden es nicht leicht haben, dem Sensenmann zu entkommen.«

»Ich habe bisher immer geschafft, was ich mir vornahm. Es wird diesmal nicht anders sein«, meinte ich. Das hoffe ich jedenfalls, dachte ich.

Larry Latham wiegte den Kopf. »Ein Glück, daß Sie einen so gesunden Optimismus besitzen, Mr. Ballard.«

Ich grinste. »Ein Pessimist wäre als Dämonenjäger fehl am Platz.«

»Da haben Sie allerdings recht.«

Ich fuhr los. Regent Street. Latham sagte mir, wo ich abbiegen

mußte. Nachdem ich anschließend noch zweimal die Richtung geändert hatte, waren wir am Ziel. Es regnete nicht mehr. Verrücktes Wetter. Es erinnerte an den unbeständigen April, dabei hatten wir erst Ende Januar.

Die Scheinwerfer meines Wagens strahlten die Telefonbox an. Ein mulmiges Gefühl beschlich mich. Von hier aus hatte mich also Gevatter Tod angerufen. Warum ausgerechnet von dieser Zelle aus?

Ich schaltete das Licht ab. Wir stiegen aus. Der Asphalt glänzte naß. Ich blickte mich um, ließ die Szene auf mich einwirken, betrat die Telefonzelle. Nichts wies darauf hin, daß hier drinnen vor kurzem ein Knochenmann gestanden und Didi Lodge zu Tode erschreckt hatte.

»Kennen Sie sich in dieser Gegend aus?« fragte ich den Reporter.

»Ich wohne nicht mal eine Meile von hier entfernt.«

»Sind Sie schon mal auf Spuren der schwarzen Macht gestoßen?«

Latham schüttelte den Kopf. »Noch nie.«

Lance Selby wies auf ein erhelltes Fenster im ersten Stock des gegenüberliegenden Hauses. »Tony!«

Er wollte mich auf einen Mann aufmerksam machen, der rasch zurücktrat, als ich zu ihm hinaufschaute. Das Haus war schmalbrüstig und hatte nur diese eine Etage, dann kam schon das Dach.

»Marion da Costa«, sagte der Reporter.

»Meinen Sie diesen Mann?« fragte ich.

Latham nickte. »Er hat aus diesem Gebäude ein privates Uhrenmuseum gemacht. Ich wollte schon mal einen Artikel über ihn schreiben. Es kam mir dann aber etwas Interessanteres dazwischen.«

Wir überquerten die Straße. Ich läutete. Es dauerte lange, bis Marion da Costa öffnete. Es kam mir beinahe so vor, als wollte er mit uns nichts zu tun haben. Seine linke Hand war verbunden. Er schien sich kürzlich verletzt zu haben. Als ich meinen Namen nannte, war mir, als würde er kaum merklich zusammenzucken.

Aber übertrieb ich mein Mißtrauen nicht ein bißchen?

»Sie haben uns vorhin von Ihrem Fenster aus beobachtet, Mr. da Costa«, sagte ich.

»Na und?« erwiderte er steif. »Ist das verboten?«

»Das war kein Vorwurf, sondern lediglich eine Feststellung«, bemerkte ich frostig. Der Mann war mir nicht sympathisch. Ich versuchte trotzdem, freundlich zu sein. »Sie haben gesehen, wie wir uns die Telefonzelle ansahen, Mr. da Costa.«

»Ja, habe ich.«

»Haben Sie vor… etwa einer Stunde auch aus dem Fenster gesehen?«

»Kann schon sein. Denken Sie, ich werfe jedesmal einen Blick auf die Uhr, bevor ich aus dem Fenster gucke?«

»Ich habe Ihnen die Frage aus einem ganz bestimmten Grund gestellt, Mr. da Costa. Ist Ihnen irgend etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Nein, nichts. Was hätte mir auffallen sollen?«

»Zum Beispiel ein Skelett, das in der Zelle dort drüben stand und telefonierte«, platzte es aus Larry Latham heraus.

Marion da Costa blickte ihn gereizt an. »Sagen Sie mal, machen Sie sich über mich lustig?«

»Absolut nicht«, verteidigte sich Latham.

»Schon gut«, warf ich ein. »Vergessen Sie's. Entschuldigen Sie bitte die Störung, Mr. da Costa.«

Der Besitzer des Uhrenmuseums trat zurück und schloß die Tür.

Wir hörten ihn ärgerlich murmeln, während sich seine Schritte entfernten.

»Ein liebenswerter Zeitgenosse«, sagte Lance Selby sarkastisch.

»Vielleicht hat er Probleme«, versuchte ich da Costas Verhalten zu entschuldigen. Insgeheim fragte ich mich aber, ob der Mann mir nichts verschwiegen hatte. Sein Benehmen war merkwürdig gewesen, und er schien meinen Namen schon mal gehört zu haben.

Oder bildete ich mir das nur ein?

Wir kehrten zu meinem Wagen zurück. Der abendliche Ausflug hatte nichts eingebracht. Wir waren kein bißchen klüger geworden.

Ich setzte den Reporter zu Hause ab. Bevor er ausstieg, versprach er mir, in unserer Sache am Ball zu bleiben und mich umgehend anzurufen, wenn sich neue Aspekte ergaben.

***

Huck R. Koenig starrte den grinsenden Totenschädel entgeistert an.

Er wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen.

Ein Trugbild? Nein, es blieb. Koenig spürte, wie die Angst mit kalten Fingern nach seinem Herzen griff. Er schluckte trocken. Seine Kehle war wie zugeschnürt.

»Du bist Huck R. Koenig«, sagte der Knochenmann mit hohler Stimme.

»Ja«, antwortete der Millionär. Es klang wie ein verzweifeltes Stöhnen.

»Ich bin Gevatter Tod.«

»Was… was willst du von mir?«

»Was will ich schon von einem Menschen? Sein Leben!«

»Aber… wieso denn? Ich bin neunundvierzig, kerngesund …«

»Dennoch ist deine Uhr abgelaufen.« Die Antwort war hart wie ein Faustschlag.

Koenig dachte an Rosalind, mit der er vor wenigen Minuten erst so herrlich glücklich gewesen war. Zukunftspläne hatten sie geschmiedet. Er hatte ihr die Ehe versprochen. Eine Familie wollten sie gründen. Sollte aus all dem nichts werden?

Er schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich, es ist für mich noch nicht

soweit!«

»Wer kann das besser beurteilen als ich?«

»Ich fühle mich nicht sterbenskrank!«

»Was glaubst du, wie viele Menschen ich schon mitten aus dem überschäumendsten Leben herausgerissen habe. Manche waren genauso erstaunt wie du. Für einige reichte die Zeit nicht mehr zum Staunen.« Gevatter Tod reckte die Knochenhände aus. »Deine Seele muß mich jetzt begleiten.«

»Ich… ich weigere mich, sie dir zu geben!« keuchte der Millionär. Hier konnte es unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Er wollte den Weg ins Jenseits noch nicht antreten. Es war noch zu früh dazu.

Manchmal, in depressiven Phasen, hatte er schon an den Tod gedacht, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, sich selbst das Leben zu nehmen. Er hatte sich nur vorzustellen versucht, wie er sterben würde. Alt, einsam, ohne Aufsehen und ohne Schmerzen.

Er hatte sich vorgestellt, daß es ein sanftes Hinüberdämmern sein würde, wie wenn er in einen tiefen Schlaf sank, aus dem er nicht mehr erwachte.

Er hatte nicht daran gedacht, daß der Tod ihm persönlich begegnen würde.

Und er hatte vor allem nicht damit gerechnet, daß ihm der Sensenmann so bald schon gegenübertreten würde.

»Ich weigere mich, mit dir zu gehen!« schrie er. »Hörst du? Ich weigere mich!«

»Mach keine Umstände, deine Zeit ist um.«

»Wer sagt das?«

»Die Uhr zeigt es an.«

»Das glaube ich nicht. Da ist Betrug im Spiel. Ich lasse mich nicht um die Jahre prellen, die ich noch vor mir habe.«

»Deine Vermutung stimmt«, sagte Gevatter Tod. »Deine Uhr wäre wirklich noch nicht abgelaufen. Du hast mein Erscheinen deinem Neffen Marion da Costa zu verdanken. Er hat die Uhr vorgestellt, weil er nicht länger auf dein Geld warten will.«

Koenig riß die Augen auf. »Das hat dieser Bastard getan? wie war ihm das möglich?«

»Schwarze Magie hat ihn unterstützt.«

»Kann man die Zeiger nicht mehr zurückdrehen – auf den richtigen Stand?«

»Unmöglich«, sagte Gevatter Tod, und damit war genug gesprochen. Nun wollte sich der Sensenmann Koenigs Leben holen. Er hielt auf einmal eine Sense in seinen Knochenhänden. Hell blinkte das Metall. Der Schnitter ging auf den Millionär zu.

Huck R. Koenig packte einen Stuhl und riß ihn hoch. Er stürmte damit dem Knochenmann entgegen. Das bleiche Skelett blieb stehen.

Es rührte sich nicht von der Stelle.

Koenig schlug mit aller Kraft zu. Er traf den Schädel des Knochenmanns. Der Schnitter ließ die Sense mit einer Hand los, packte den Stuhl und entriß ihn dem Todgeweihten mit einem kraftvollen Ruck. Er warf den Stuhl achtlos hinter sich.

Der Millionär sank auf die Knie. Flehend hob er die Hände.

Seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Bitte…«, flüsterte er. »Bitte laß mir noch mein Leben …«

Doch der Knochenmann hatte kein Mitleid. Er holte mit seiner Sense zum tödlichen Streich aus. Die Schneide fegte waagrecht durch die Luft und traf. Seufzend fiel Huck K. Koenig zur Seite.

Marion da Costas erster Wunsch war in Erfüllung gegangen.

***

»Huck!« Rosalind betrat das Schlafzimmer. Ein weißes Badetuch umhüllte ihre makellose Figur. Mit nackten Füßen lief sie über den langfaserigen Teppich. »Huck?«

Er gab keine Antwort. Die Bettdecke bauschte sich. Rosalind dachte, Huck habe sich darunter versteckt. Vorsichtig schlich sie sich an. Dann griff sie nach einem Deckenzipfel und riß ihn zur Seite, doch Huck lag nicht darunter. Enttäuscht ließ sie die Decke fallen.

»Huck!« rief sie. Diesmal lauter.

Vielleicht hatte er sich ins Arbeitszimmer begeben, um sich einen Drink zu holen. Rosalind verließ das Schlafzimmer.

Plötzlich vernahm sie ein dumpfes Poltern. Wie wenn jemand umgefallen wäre. Huck! Er arbeitete stets zuviel. Auch ohne sie. Oft bis in die Nacht hinein. Forderte dieser Raubbau an der Gesundheit nun Tribut? War Huck R. Koenig zusammengebrochen? Rosalind machte sich sofort Vorwürfe. Sie hätte ihn davon abhalten müssen, so viel zu arbeiten. Er hätte bestimmt auf sie gehört, wenn sie ihm ins Gewissen geredet hätte.

War es dazu zu spät?

»Huck!«

Rosalind stürmte los. Sie erreichte die Arbeitszimmertür, stieß sie auf, und was sie dann zu sehen bekam, raubte ihr fast den Verstand.

Huck R. Koenig lag auf dem Boden. Reglos. Offenbar tot. Und ganz in seiner Nähe – Rosalind Conn konnte es kaum fassen, aber es war schreckliche Realität – stand ein bleich schimmerndes Skelett, mit einer Sense in den Händen.

Der Sensenmann.

Gevatter Tod!

Er hatte sich Huck geholt.

»Neiiin!« kreischte Rosalind in wahnsinnigem Schmerz auf. Endlich hatten sie zueinander gefunden. Endlich hatten sie sich zu einem

gemeinsamen Leben entschlossen, und nun war das passiert.

Der Tod hatte sie brutal auseinandergerissen.

Rosalind starrte das allmählich erblassende Skelett an. »Warum?«

schluchzte sie verzweifelt. »Warum?« Sie sah den Sensenmann durch einen dichten Tränenschleier. Das Gerippe wurde durchsichtig, die Konturen zerflossen, und Sekunden später gab es die grauenerregende Erscheinung nicht mehr.

Zurück blieb ein Toter, um den Rosalind Conn schreiend weinte.

***

Ich schaltete das Autoradio ein, suchte Musik und geriet in die Zweiundzwanzig-Uhr-Nachrichten. Die Lage in Polen war unverändert schlimm. Der Papst und der amerikanische Präsident waren unterschiedlicher Ansicht und ließen dies einander und die Welt wissen.

Danach kamen die Wetteraussichten für morgen. Der Sprecher kündigte feuchtkühle Luftmassen an, die im Laufe der Nacht in verstärktem Maße die britischen Inseln erreichen würden.

Ich grinste. »Ein Glück, daß man sich auf die Vorhersagen der Meteorologen nie verlassen kann. Wenn sie von Regen reden, scheint morgen bestimmt die Sonne.«

Aus dem Lautsprecher des Autoradios erklang das Rascheln von Papier. Der Nachrichtensprecher meldete: »Soeben erreichte uns folgende Meldung: Der bekannte Geschäftsmann Huck R. Koenig starb vor wenigen Minuten in seinem Apartment in Battersea unter mysteriösen Umständen. Seine Sekretärin, Rosalind Conn, mit der er zuvor noch gearbeitet hatte, fand ihn wenig später tot in seinem Arbeitszimmer auf. Miß Conn behauptet, einen Sensenmann gesehen zu haben. Sie wurde mit einem schweren Nervenschock ins Holy Cross Hospital eingeliefert.«

Ich warf Lance Selby einen aufgeregten Blick zu. »Hast du das gehört?«

»Jedes Wort.«

»Der verdammte Sensenmann hat sich Huck R. Koenig geholt. Natürlich wird Rosalind Conn niemand glauben, daß sie wirklich ein Skelett gesehen hat.«

»So, wie man es Didi Lodge nicht glaubte.«

»Richtig. Aber wir wissen es besser.« Ich drehte das Radio ab.

Eigentlich hatte ich nach Hause fahren wollen, doch nun war davon keine Rede mehr. »Wie alt war Koenig, Lance?«

»Neunundvierzig.«

»Und kerngesund.«

»Er sah wie das blühende Leben aus.«

»Und doch hat ihn Gevatter Tod geholt. Soll ich dir etwas verraten,

Lance? Die Sache stinkt mir. Ich bin davon überzeugt, daß auch an Koenigs Lebensuhr gedreht wurde. Genau wie an meiner. Wenn das nicht so ist, fresse ich einen Besen. Aber einen gebrauchten.«

»Okay, jemand möchte Koenig und dich aus dem Weg haben. In deinem Fall leuchtet es mir ein. Du hast viele Feinde in der Hölle. Aber wie verhält es sich mit Koenig?«

»Vielleicht bringt es ein Gespräch mit Rosalind Conn an den Tag.«

»Man wird dich nicht zu ihr lassen.«

Ich grinste. »Ich habe Beziehungen.« Rasch holte ich den Hörer des Autotelefons aus der Halterung und tippte Tucker Peckinpahs private Geheimnummer in den Apparat.

Der schwerreiche Industrielle meldete sich fast augenblicklich.

»Schon im Bett, Partner?« fragte ich ihn.

»Wo denken Sie hin. Ein alter Mann wie ich braucht nicht soviel Schlaf.« Er war sechzig, ein wenig rundlich, aber noch sehr fit. Was er anfaßte, verwandelte sich zu Geld, deshalb nannte ich ihn hin und wieder scherzhaft Mr. Goldfinger. Er kannte Gott und die Welt, und es war ihm ein Vergnügen, mir die Wege ebnen zu können. Oft genügte ein Anruf von ihm, und für mich waren sofort Tür und Tor offen.

»Ich nehme an, Sie haben etwas auf dem Herzen, Tony.«

»Sie nehmen richtig an.«

»Und zwar was?«

»Haben Sie die Nachrichten gehört?«

»Ja.«

»Auch das von Huck R. Koenig?«

»Ja, auch das.«

Ich informierte Tucker Peckinpah umfassend, während ich mich bereits auf dem Weg zum Holy-Cross-Krankenhaus befand. Der Industrielle fiel aus allen Wolken, als er erfuhr, daß ich mich auf der Liste des Sensenmannes befand. Unsere Partnerschaft ging nun schon über viele Jahre. Peckinpah wollte nicht, daß der Schnitter sie beendete, und ich wollte das natürlich auch nicht. Ich bin Privatdetektiv, und Peckinpah hat mich auf Dauer engagiert, damit ich mich ohne finanzielle Probleme dem Kampf gegen Geister und Dämonen widmen kann. Eine Partnerschaft, die schon vielen Ausgeburten der Hölle zum Verhängnis geworden war.

Und so sollte es auch weiterhin bleiben.

Ich beendete meinen Bericht mit der Bemerkung: »Lance und ich würden gern mit Rosalind Conn sprechen. Natürlich nur, wenn es ihr einigermaßen gutgeht.«

»Das läßt sich arrangieren«, sagte Tucker Peckinpah.

Ich grinste. »Ein Glück, daß ich immer weiß, an wen ich mich wenden muß, wenn ich Hilfe brauche.«

»Dazu bin ich da«, sagte der Industrielle.

»Haben Sie Koenig persönlich gekannt?«

»Sehr gut sogar. Deshalb liegt mir diese Sache doppelt am Herzen. Zum ersten möchte ich Sie nicht verlieren, und zum zweiten würde ich es begrüßen, wenn sie es schafften, diesen mysteri- ösen *Mord* – denn nichts anderes ist es in meinen Augen – aufzuklä- ren.«

»Ich werde mich mächtig anstrengen, Partner. In meinem eigenen Interesse«, versprach ich. Irgendwie mußte ich es schaffen, von der Totenliste des Sensenmannes herunterzukommen.

Ich wünschte dem Industriellen eine gute Nacht und beendete das Gespräch. Ein Telefonat würde uns nun vorauseilen, und wenn wir das Holy Cross Hospital erreichten, würde man für uns bereits den roten Teppich ausgerollt haben.

***

Ganz so war es nicht. Der rote Teppich fehlte, aber der Chefarzt der Klinik empfing uns höchstpersönlich. Er schüttelte uns freundlich die Hand. Es schien ihm eine Ehre zu sein, Tucker Peckinpah gefällig sein zu dürfen. In der Halle drängten sich Reporter, die Wind von der Sache bekommen hatten. Ein junger Arzt redete mit ihnen, aber sie erfuhren so gut wie nichts von ihm. Ich suchte Larry Latham, sah ihn jedoch nicht. Er hatte es nicht nötig, sich um diese Neuigkeit zu raufen. Die Story, die er sich bei mir gesichert hatte, würde alles andere spielend in den Schatten stellen. Vorausgesetzt, ich überlebte.

Noch war die Partie offen, aber das konnte sich verdammt schnell ändern.

Überall und jederzeit konnte mir der Sensenmann entgegentreten und mein Leben fordern. Was dann?

»Wie geht es Rosalind Conn?« fragte ich den Chefarzt.

Er – sein Name war Ron Robertson – hob die Schultern. Irgendwie erinnerte mich seine Figur an einen Tannenbaum, oben schmal, unten breit. Seine Nase leuchtete rot. Ein Tannenbaum mit einer roten Lampe dran.

»Der Schock ist überwunden, aber wir werden die Patientin noch zwei Tage dabehalten. Zur Beobachtung.«

»Was hat man ihr gegeben?«

»Die für solche Fälle üblichen Medikamente.«

»Kann man mit ihr sprechen?«

»Sie wirkt zwar ein bißchen apathisch, aber sie ist geistig voll da«, sagte Dr. Robertson.

»Glauben Sie ihr, daß sie den Sensenmann gesehen hat?«

»Nach Mr. Peckinpahs ausführlichem Anruf glaube ich dem Mädchen jedes Wort.«

»Um Peckinpah einen Gefallen zu tun?«

»Weil Mr. Peckinpah mir die Augen geöffnet hat«, erwiderte Ron

Robertson. Sein Haar war grau und gewellt, sein Kinn von einem sorgfältig gestutzten Bart bedeckt. Wir fuhren mit dem Lift zur sechsten Etage hinauf. Rosalind hatte ein Zimmer für sich allein.

Eine hübsche junge Krankenschwester war bei ihr. Vietnamesin. Dr. Robertson schickte sie hinaus.

Rosalind Conn nahm keine Notiz von uns. Ron Robertson trat an ihr Bett. Die Matratze war am Kopfende hochgestellt. Rosalind nahm eine halb sitzende, halb liegende Lage ein. Mit reglosen Augen starrte sie die Wand an.

»Miß Conn, da ist Besuch für Sie«, sagte Dr. Robertson. »Mr. Tony Ballard und Professor Lance Selby. Die Gentlemen möchten Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Ich nickte dem Chefarzt zu. »Würden Sie uns mit der Patientin allein lassen, Doc.«

»Selbstverständlich.«

Tucker Peckinpah war ein Wunderknabe. Was der alles erreichte.

Ron Robertson verließ das Zimmer. Ich trat an das Bett, stützte mich mit den Fäusten auf die Matratze. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist, Miß Conn. Huck R. Koenig ist viel zu früh gestorben. Auch mich soll dieses ungerechte Schicksal ereilen. Der Sensenmann hat mich angerufen und es mir mitgeteilt. Ich bin hier, weil ich mir von Ihnen Hilfe erhoffe.«

Sie drehte mir langsam das Gesicht zu und schaute mich mit ihren dunklen Augen an, als würde sie durch mich hindurchsehen.

»Ich kann Ihnen nicht helfen, Mr. Ballard.«

»Vielleicht doch. Ich glaube Ihnen, daß Sie den Sensenmann gesehen haben. Alle andern kaufen Ihnen die Geschichte ja nicht ab.«

»Ich sah ihn deutlich vor mir. Grauenerregend sah er aus. Er hielt die Sense in seine Händen, mit der er… mit der er Huck das Leben genommen hat.«

»Waren Sie dabei, als es passierte?«

»Nein.«

»Würden Sie uns bitte erzählen, was sich in Mr. Koenigs Apartment abgespielt hat?«

Rosalind berichtete stockend und mit einer Stimme, die ihr selbst fremd war. Ich bedauerte, daß sie uns nichts über die komplette Begegnung des Millionärs mit Gevatter Tod erzählen konnte. Wie war der Sensenmann seinem Opfer erschienen? Hatte er ihm noch etwas gesagt, bevor er den tödlichen Streich mit der Sense führte? Die Antwort auf diese Fragen konnte ich von Rosalind Conn nicht erwarten.

Aber eine andere Antwort erhoffte ich mir. »Huck R. Koenig war ein reicher Mann, Miß Conn. Wissen Sie, wer sein Vermögen nun erben wird?«

Finstere Schatten senkten sich über Rosalinds Augen. »Soviel mir bekannt ist, wird alles Mr. Koenigs Neffe kriegen.«

»Und wie heißt der?« fragte ich neugierig.

»Marion da Costa«, antwortete Rosalind Conn, und mir war, als würde ich aus den Schuhen kippen.

***

Nina da Costa lag schlaflos im Bett. Vor einem halben Jahr hatte sie getrennte Schlafzimmer verlangt, und Marion hatte grinsend zugestimmt. »Glaubst du, daß dir das etwas nützt?« hatte er gesagt. »Du bist nach wie vor meine Frau, und es gibt eheliche Pflichten, die du erfüllen mußt, mein Engelchen. Wage ja nicht, deine Schlafzimmertür abzuschließen. Ich würde die Tür eintreten. Du kennst mich. Du weißt, daß ich in diesen Dingen keinen Spaß verstehe.«

Gott, was war nur aus ihrer Ehe geworden? Die Hölle!

Warum konnte sie nicht, wie andere Frauen, glücklich sein?

Es lag nicht an ihr, daß sie sich mit Marion so weit auseinandergelebt hatte. Er war schuld daran. Er und sein verrückter Hang zur Verherrlichung und Anbetung des Bösen.

Nina wußte, daß er schon an Schwarzen Messen teilgenommen hatte, und es gab im Haus einen Raum, den sie nicht betreten durfte. In letzter Zeit zog sich Marion immer häufiger dorthin zurück.

Manchmal vernahm sie aus diesem Raum ein unheimliches Seufzen und Stöhnen, daß es ihr kalte Schauer über den Rücken jagte.

Marion verkam moralisch mehr und mehr. Er wußte es, doch es erschreckte ihn nicht. Im Gegenteil, er schien diese Entwicklung zu begrüßen. Es war eine Talfahrt seiner Seele.

Nina hatte erst kürzlich mit dem Pfarrer darüber gesprochen, und dessen Miene war äußerst bedenklich gewesen. Er hatte versprochen, Marion aufzusuchen und mit ihm zu reden. Nina hatte ihn für Sonntag zum Tee eingeladen. Aber Sonntag war erst übermorgen. Sie spürte, daß ihr Mann etwas Schlimmes vorhatte.

Heute morgen, als er das Haus verließ, hatte er beinahe dämonisch gegrinst. Und jetzt war er immer noch nicht zu Hause.

Wumm!

Nina da Costa zuckte zusammen.

Die Haustür war ins Schloß gefallen. Schritte. Sie kamen die Stufen herauf. Es war Marion. Nina hatte Angst vor ihm. Er liebte sie nicht mehr. Sie glaubte eher, daß er sie haßte, daß er ihr den Tod wünschte.

Wenn er ihr Schlafzimmer betrat, würde sie sich schlafend stellen. Er sollte sie in Ruhe lassen, nicht auf Rechte pochen, die ihm nicht mehr zustanden. Er benahm sich nicht danach.

Die Schritte erreichten die Tür, verstummten. Nina hob den Kopf und wartete mit angehaltenem Atem. Marion stand draußen.

Vielleicht überlegte er, ob er hereinkommen sollte.

Tu’s nicht! dachte Nina. »Geh weiter«, flüsterte sie, während sie sich den Deckenrand an die Lippen drückte, damit er sie nicht hörte. Laß mir meinen Frieden…

Endlos lange blieb er vor der Tür stehen, aber er trat nicht ein. Sie veranlaßte ihn mit keiner Bewegung dazu. Wie erstarrt lag sie im Bett. Wenn sie sich bewegt hätte, hätte er es gehört und wäre wohl kaum draußen geblieben.

Endlich ging er weiter.

Aber er begab sich nicht in sein Schlafzimmer nebenan, sondern nach oben, in jenen geheimnisvollen Raum, den Nina noch nie betreten hatte. Sie richtete den Blick zur Decke. Marion schlurfte oben hin und her. Was machte er dort oben? Warum schloß er sich so häufig in diesem Raum ein? Und immer nachts! Zelebriert er etwa unter meinem Dach auch schon Schwarze Messen? fragte sich Nina da Costa, und ein Feuer der Entrüstung entflammte in ihr.

Wenn das der Fall war, mußte sie es dem Pfarrer sagen.

Dazu war es aber nötig, daß sie sich Gewißheit verschaffte.

Ihr schlotterten die Knie. Es gehörte viel Mut zu dem, was sie vorhatte. Wenn Marion sie dabei erwischte, wie sie ihn belauschte, würde er sie halb tot schlagen. Oder ganz tot.

Dennoch konnte sie nicht länger im Bett bleiben. Es drängte sie aus dem Schlafzimmer, hinauf zur nächsten Etage, hin zu jener stets verschlossenen Tür, zu der nur Marion einen Schlüssel hatte, den er stets sorgfältig verwahrte.

Nina da Costa verließ ihr Bett.

Sie fröstelte. Rasch schlüpfte sie in ihren Stepp-Morgenrock. Sie schloß die vielen Knöpfe, schob die nackten Füße in die weichen Pantoffel und schlich vorsichtig auf die Tür zu. Oben polterte Marion. Dann herrschte Stille im ganzen Haus.

Nina öffnete die Schlafzimmertür.

Behutsam zog sie sie auf.

Dunkelheit umgab sie, und sie hatte Angst vor der eigenen Courage, aber sie schloß die Tür nicht wieder und kehrte nicht ins Bett zurück. Sie mußte endlich wissen, was ihr Mann dort oben des Nachts trieb. Behutsam setzte sie ihren Fuß auf die erste Stufe. Sie zog sich am hölzernen Handlauf hoch. Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe.

Die nächste Stufe.

Nina da Costa bekam noch mehr Angst, diesmal vor der Wahrheit. Wozu waren Menschen, die den Teufel anbeteten, fähig?

Wozu war Marion fähig? Was würde er tun, wenn er merkte, daß sie hinter ihm her spionierte. Er war in den letzten Jahren sehr hartherzig

geworden. Ein Bettler, der an ihre Tür geklopft und um eine milde Gabe gebeten hatte, hatte von Marion einen kräftigen Tritt erhalten, und er hatte ihm auch noch die Drohung nachgerufen:

»Wenn du dich hier noch einmal blicken läßt, drehe ich dir deinen dürren Hals um!«

Seither kam der Bettler nur noch, wenn er ganz sicher war, daß Marion sich nicht im Haus befand, und Nina war barmherzig.

Sie hatte mittlerweile neun Stufen zurückgelegt.

Die zehnte und letzte lag vor ihr.

Finster und bedrohlich kam ihr die Tür vor, hinter der sich Marion eingeschlossen hatte. Sie vernahm ein leises Murmeln, ein Flüstern, ein Wispern. Hatte Marion Geister ins Haus geholt? Nina bekam eine Gänsehaut. Großer Gott, wie sollte sie sich gegen Spukwesen verteidigen? Vielleicht hetzte Marion diese Ungeheuer auf sie.

Nina da Costa nahm sich zusammen.

Wenn sie sich schon so weit vorgewagt hatte, wollte sie auch den Rest zurücklegen.

Die letzte Stufe ächzte leise.

Nina erstarrte. Sie blickte erschrocken die Tür an. Hatte Marion das Ächzen vernommen? War er gewarnt? Ihr Herz schlug bis zum Hals hinauf. Sie wartete mit bis zum Zerreißen gespannten Nerven.

Sollte Marion jetzt die Tür öffnen, dann würde sie sich herumwerfen und die Treppe hinunterstürmen. Aber sie würde sich nicht in ihr Schlafzimmer einschließen, sondern ganz hinunterlaufen. Ins Erdgeschoß. Aus dem Haus. Fort. Wohin? Zum Pfarrer? Ja, zum Pfarrer.

Doch nichts passierte.

Marion schien in seinem geheimnisvollen Zimmer so beschäftigt zu sein, daß er nicht wahrnahm, was draußen vor sich ging. Nina atmete auf. Sie ging weiter, und dann stand sie vor der dunkelbraunen, alten Tür mit der einfachen schwarzen Eisenklinke. Darunter ein Schlüsselloch.

Ein dünner Lichtstrahl stach hindurch. Er zog Nina da Costa magisch an.

Die Frau beugte die Knie.

Vorsichtig sank sie nach unten.

Sie brachte ihr rechtes Auge an das Schlüsselloch. Zuerst sah sie nichts. Nur zwei schwarze Kerzen, die auf einem Pult brannten.

Zwischen ihnen lag ein dickes altes Buch. Geschlossen. Auf dem Deckel war ein rotes Teufelsgesicht zu erkennen. So wirklichkeitsnah, daß Nina da Costa glaubte, dieses Gesicht könne jeden Moment vom Buchdeckel abheben und zu leben beginnen.

Also war ihr Verdacht richtig.

Marion betete auch in ihrem Haus den Satan an.

Aber wo war Marion?

Ihr Blickfeld war begrenzt. Sie hörte Marion zwar flüstern und wispern, doch sie konnte ihn nicht sehen. Das änderte sich jedoch.

Marion tauchte plötzlich auf. Im wahrsten Sinne des Wortes. Er kam von unten, schien vor dem Pult auf den Knien gelegen zu haben. Nun stand er, und er trug einen tiefschwarzen Umhang, auf dessen Rückenseite gleichfalls eine Teufelsfratze zu sehen war. Gestickt, und ebenfalls lebensecht. Wenn Marion sich bewegte, bewegte sich auch das unheimliche Gesicht.

Nina fühlte sich davon angestarrt.

Ihr Herzschlag setzte aus. Sie wollte zurückweichen, aber irgend etwas zwang sie, zu bleiben.

Marion öffnete den dicken Wälzer.

Schwarzmagische Symbole und obszöne Zeichnungen auf der ersten Seite. Marion küßte sie untertänig. »Meister, dein Diener betet zu dir«, flüsterte er. Die vergilbten Blätter raschelten. Marion da Costa las murmelnd einige Passagen in dem Buch. Sie sollten Wegbereiter für das Gespräch sein, das er in die Hölle schicken wollte.

Eine Danksagung an die schwarze Macht, ohne die das nicht zustande gekommen war, was er heute geschafft hatte.

Nina hörte zu.

Das Grauen umhüllte sie wie ein kalter Kokon.

Sie vernahm, was Marion da Costa im Uhrenmuseum getan hatte, und es entsetzte sie, zu erfahren, daß es ihrem Mann gelungen war, die Lebensuhr von Huck R. Koenig, von ihr und von ihrem Vater vorzustellen, so daß ihre Zeit abgelaufen war und der Tod sie holen würde.

Eiskalte Schauer durchrasten die Frau.

So tief war Marion also gesunken.

Daß er auf diese grauenvolle Weise sogar schon mordete. Furcht und Ekel empfand sie auf einmal vor diesem Mann, dem der Zufall ein schreckliches Werkzeug in die Hände gespielt hatte: die Satansuhr!

Den Tod hatte Marion beeinflußt.

Der Sensenmann war zu seiner tödlichen Waffe geworden, die er gegen jene Menschen einsetzte, die er sich vom Hals schaffen wollte. Nina hörte von Atax, der Seele des Teufels, und daß auch ein Mann namens Tony Ballard sein Leben auf diese schreckliche Weise verlieren sollte. Marion schickte seinen Dank an die schwarze Macht. Er erflehte ihre weitere Gunst und Unterstützung und versprach, sich dafür noch mehr als bisher um die Hölle verdient zu machen.

Nina hielt das nicht mehr aus.

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Sie wußte nicht, was sie jetzt tun sollte. Tun mußte. Marions Treiben mußte ein Ende gesetzt werden. Aber wer sollte das tun? Nina fühlte sich zu schwach,

sich ihrem Mann entgegenzustellen. Sie brauchte Hilfe.
Den Pfarrer.
Sie zog sich zurück, wollte nicht weiter zuhören. Nun war es wichtig, zu handeln. Rückwärtsgehend erreichte sie die Treppe.
Ihre Augen waren starr auf das Schlüsselloch gerichtet. Sie ließ die oberste Stufe aus, denn die ächzte. Drei, vier Stufen legte sie im Krebsgang zurück, dann erst drehte sie sich um.
Der Tod sollte sie, ihren Vater und Marions Onkel holen.
Wie furchtbar.
Wie sollte sie das verhindern?
Der Sensenmann würde auf die Satansuhr sehen und dann zu ihnen kommen. Nina ließ ihre Zunge aufgeregt über die bebenden Lippen huschen. Sollte sie ihren Vater und Onkel Huck warnen?
Würden die ihr glauben, wenn sie ihnen ein solches Schauermärchen auftischte? War es nicht vernünftiger, zuerst zu versuchen, die Gefahr abzuwenden? Aber wie? Auf welche Weise sollte das geschehen? Der Pfarrer wird Rat wissen, sagte sich die Frau. Er ist für diese Dinge zuständig. Ein Pfarrer ist ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis, er wird mir helfen, die Lebensuhr zurückzudrehen – oder anzuhalten.
Aufgeregt eilte Nina da Costa in ihr Schlafzimmer. Ohne Licht zu machen, zog sie sich an, und Augenblicke später stahl sie sich aus dem Haus. Mit dem Zweitschlüssel schloß sie Marions Wagen auf.
Sie fuhr fast nie damit, war keine sehr gute Autofahrerin, deshalb überließ ihr Marion nur ganz selten das Steuer. Nicht einmal wenn er alkoholisiert war, durfte sie fahren.
Nervös blickte sie zu den Fenstern hinauf, die zu jenem unheimlichen Raum gehörten, in dem sich ihr Mann befand. Sie hoffte, daß er nicht mitkriegte, daß es sein Wagen war, der gestartet wurde.
Der Anlasser mahlte, die Maschine lief ruhig und rund. Nina da Costa fuhr los. Sie erreichte die Kirche in vier Minuten, läutete an der Tür des Pfarrhauses Sturm, doch der Pfarrer öffnete nicht. Er war nicht daheim.
Ein unglücklicher Schluchzer entrang sich Ninas Kehle.
Was mache ich nun? fragte sie sich verzweifelt.
Die Zeit vertickte. Wie lange durfte sie noch leben? Wann würde ihr Gevatter Tod erscheinen? Hatte er ihren Vater und Onkel Huck schon geholt? »O mein Gott, hilf!« stöhnte Nina.
Die Uhr!
Alles Übel ging von dieser Uhr aus, die Marion mit Hilfe von schwarzer Magie vorgedreht hatte.
»Ich muß sie vernichten!« preßte Nina heiser hervor.
Und wieder kam die Frage: Aber wie?
Ihr kam in den Sinn, daß sie nicht einmal wußte, welche Uhr die

Satansuhr war, sie wußte nur, daß es eine der vielen war, die sich in Marions Uhrenmuseum befanden. Wenn sie die Uhr zerstören wollte, mußte sie zwangsläufig alle demolieren. Wie schaffte man das am schnellsten?

Mit Feuer!

Ja, mit Feuer!

Nina da Costa setzte sich wieder in den Wagen. An der nächsten Tankstelle kaufte sie einen Zehn-Liter-Plastikkanister und ließ ihn mit Treibstoff füllen. Schnell. Schnell. Alles ging ihr zu langsam. Die Zeit drängte. Der Sensenmann befand sich vielleicht schon auf dem Weg zu ihr. Oder erschien er in diesem Augenblick gerade bei diesem Tony Ballard? Oder bei Huck R. Koenig? Oder bei Forrest Claxton, ihrem Vater?

Es war ein tödlicher Fehler gewesen, Marion da Costa zu heiraten. Sie hätte ihn besser ansehen müssen, vielleicht wäre ihr dann seine abartige Veranlagung, der Hang zum Bösen, aufgefallen.

Blind war sie gewesen.

Und das sollte sich nun rächen, wenn sie es nicht noch schaffte, die Satansuhr auszuschalten.

Endlich war der Kanister voll. Nina da Costa bezahlte, wartete nicht auf das Wechselgeld, sondern fuhr sofort los. Die Zeit brannte ihr auf den Fingernägeln. Der Tod saß ihr im Nacken. Die Fahrt wurde für Nina zu einem Wettrennen, das sie unbedingt gewinnen mußte.

Zum Glück waren nicht mehr viele Autos unterwegs. Nina da Costa kam rasch vorwärts. Unwillkürlich fragte sie sich, ob sie bei diesem Tempo auch schnell genug stoppen konnte, falls dies die Verkehrssituation erforderlich machte. Sie war nicht sicher, fuhr aber weiter riskant. Immerhin ging es um Leben und Tod!

Mit aufgewühlten Nerven erreichte sie das Uhrenmuseum.

Still und verwaist sah es aus.

In Kürze würden Flammen aus den Fenstern schlagen. Das Feuer würde sämtliche Uhren verschlingen. Auch die Satansuhr. Ihr tat es nicht leid um das Museum, um die teilweise recht wertvollen Ausstellungsstücke, die sie vernichten würde.

Das Leben war wichtiger als alles andere!

Auch zum Museum besaß Nina da Costa einen Zweitschlüssel.

Sie schloß auf. Als sie eintrat, krallte sich die Angst in ihren Nacken.

Konnte die Satansuhr eine Abwehrmaßnahme treffen? Konnte die schreckliche Uhr den Anschlag verhindern?

Wo stand sie?

Im Erdgeschoß? Im ersten Stock? Wo sollte Nina da Costa das Feuer legen?

Am besten hier unten, sagte sie sich. Die Flammen würden sich dann schon nach oben weiterfressen.

Sie schraubte die rote Kappe von dem grauen Kanister ab, kippte ihn und hastete durch Gänge und Räume. Tick-tack-tick. Überall Uhren. Marion hatte viel zu tun, sie alle in Gang zu halten, aber das machte ihm nichts aus. Die Uhren mußten in seinem Kopf eine Schraube gelockert haben.

Er war nicht mehr normal.

Er hatte sich mit der Hölle verbündet.

Er war ein Mörder!

Wenn Nina hier fertig war, würde sie zur Polizei gehen und Marion anzeigen. Ob sie damit durchkommen würde, wußte sie nicht.

Ein bißchen zweifelte sie daran. Vielleicht war es vernünftiger, zuerst den Pfarrer zu Rate zu ziehen. Er konnte mittlerweile nach Hause gekommen sein.

Blubbernd floß das Benzin aus dem Kanister. Der Treibstoff klatschte auf den Boden. Nina bespritzte damit auch die Wände.

Das Feuer sollte eine segensreiche Tat vollbringen. Es sollte die schreckliche Satansuhr vernichten und auf diese Weise Gevatter Tod Einhalt gebieten.

Ein Geräusch.

Nina da Costa nahm es nur mit halbem Ohr wahr, denn sie war mit großem Eifer bei der Sache, es drang nicht bis zu ihrem Bewußtsein vor. Sie dachte sich nichts.

Ihre Gedanken waren bei Marion, ihrem Mann. Ein Mensch, der die Hölle für seine niedrigen Zwecke mißbrauchte, der die schwarze Macht in seinem Auftrag morden lassen wollte.

Durch diese Rechnung werde ich dir einen dicken Strich machen!

dachte Nina. Und anschließend werden wir uns trennen. Ich habe genug von dir. Endgültig. Ich will dich nicht mehr sehen. Du bist ein verkommenes Subjekt. Eine Charakterbestie, und ich werde alles versuchen, um zu erreichen, daß du keinen Schaden mehr anrichten kannst.

Das Geräusch wiederholte sich.

Jetzt nahm Nina da Costa es bewußt wahr. Ein Eissplitter fuhr ihr ins Herz. Reagierte die Satansuhr auf ihre Anwesenheit? Wollte die Uhr sie daran hindern, den Brand zu legen?

Ein trübes, bleiches Schimmern im Nebenraum. Von dort war das Geräusch gekommen. Der Schein bewegte sich. Dort war jemand!

Zitternd stellte Nina da Costa den leeren Kanister ab. Wer hielt sich außer ihr noch im Museum auf? Die Frau vernahm das trockene Knarren von Gelenken, und Sekunden später stand der Sensenmann in der Tür.

***

Nina da Costa meinte, jetzt müsse sie der Schlag treffen. Sie war so

aufgeregt, daß sich alles zu drehen begann. Zu spät. Du hast es doch nicht geschafft. Da steht Gevatter Tod und möchte dein Leben haben. Kalt und schwarz waren seine Augenhöhlen. Die bleiche Knochenfratze grinste sie höhnisch an. Nina hatte das Gefühl, jeden Moment zusammenzubrechen.

Sie konnte niemand mehr retten. Vater nicht, Onkel Huck nicht.

Nicht einmal dich selbst, dachte sie verzweifelt. Du bist verloren.

Hier kommst du nicht mehr lebend raus. Du wirst hier sterben!

»Was wolltest du tun?« fragte der Sensenmann.

»Ich… ich …«

»Hattest du die Absicht, ein Feuer zu legen?«

»Ja.«

»Dann tu's doch.«

Nina da Costa schüttelte den Kopf. »Nein.« Ihr war der Rückweg versperrt. Wenn sie das Benzin angezündet hätte, hätten die Flammen nicht nur die Uhren, sondern auch sie gefressen.

»Tu es!« befahl der Sensenmann schneidend.

»Nein, ich will das jetzt nicht mehr!«

»Du wirst gehorchen.«

Nina brach der Angstschweiß aus allen Poren. Sie wollte nicht im Feuer umkommen. Bei lebendigem Leibe zu verbrennen, war ein zu scheußlicher Tod. Hatte ihr der Sensenmann ein so grauenvolles, schmerzhaftes Ende zugedacht? Ninas Augen suchten nach einem Ausweg. Gab es noch einen? Der Weg nach draußen führte durch die Tür, in der der Sensenmann stand. Er würde sie nicht durchlassen. Sie blickte ihn verzweifelt an. Eine hypnotische Kraft ging von seinen schwarzen Augenhöhlen aus.

»Gehorche!« befahl er mit schnarrender Stimme.

Sie wollte sich seinem Zwang widersetzen. Verbissen kämpfte sie dagegen an, aber der Knochenmann war stärker. Verstört blickte sie auf die Streichhölzer, die sie auf einmal in der Hand hielt.

»Ich will nicht!« stöhnte sie. »Ich will das nicht!«

Aber sie mußte. Die Schwefelköpfe knirschten über die Reibfläche. Nina da Costa wußte, daß sie damit ihr Ende einleitete, doch sie konnte es nicht verhindern. Qualen, Schmerzen standen ihr bevor. Zischend entflammten die Streichhölzer.

»Ich will nicht!« schluchzte die Frau.

Gevatter Tod zwang sie, die Streichhölzer fallenzulassen. Das Benzin entzündete sich sofort. Nina da Costa sprang mit einem entsetzten Aufschrei zurück, während sich das Feuer explosionsartig ausbreitete. Die Flammen leckten mit roten Zungen über die Wände und nach Nina. Hitze und Rauch nahmen ihr den Atem. Die hochlodernde, prasselnde Flammenwand kroch auf die Frau zu. Der Tod schritt durch das Feuer. Es konnte ihm nichts anhaben. Er kam zu Nina.

Jetzt ist die Tür frei! schoß es ihr durch den Kopf.
Sie wollte ihre Chance unverzüglich wahrnehmen.
Wie vom Katapult geschleudert stürmte sie los.
Aber sie kam nicht weit.
Gevatter Tod fing sie ab. Seine Knochenhände packten sie. Er riß sie an sich. Nina wehrte sich verzweifelt und mit aller Kraft. Die Todesangst machte sie stark, aber nicht stark genug. Sie prallte gegen den Brustkorb des Gerippes.
»Du hast das Feuer gelegt«, knurrte er, »nun sollst du auch etwas davon haben!«
Seine harten Arme schlangen sich um den zitternden Körper der Frau. Er hob sie hoch und trat mit ihr mitten in die Flammenhölle hinein…

***

Für mich konnte es unmöglich ein Zufall sein, daß der Erbe von Huck R. Koenigs Millionen Marion da Costa hieß. Ich wäre verrückt gewesen, wenn ich angenommen hätte, daß es sich hierbei nur um Fügung des Schicksals handelte. Nein, dahinter steckte mehr.
Während ich mit Lance Selby das Holy Cross Hospital verließ, rekapitulierten wir: »Der Sensenmann ruft mich an und teilt mir mit, daß er mich bald holen wird«, sagte ich.
»Er steht in einer Telefonzelle, die sich gegenüber von Marion da Costas Uhrenmuseum befindet«, sagte der Parapsychologe.
»Als wir da eintreffen, beobachtet uns da Costa, und ich habe den Eindruck, daß er zusammenzuckt, als er meinen Namen erfährt. Er weiß, daß ich mich auf der Abholliste von Gevatter Tod befinde.«
»Der Sensenmann holt seinen Onkel, damit wird er zum reichen Mann.«
»Die Schlüsselfigur heißt also Marion da Costa«, sagte ich und stieg in meinen Wagen.
»Das heißt, wir müssen uns noch einmal mit ihm unterhalten.«
»Du sagst es.«
Lance ließ sich auf den Beifahrersitz fallen. Diesem Marion da Costa war eine ganz große Schweinerei eingefallen. Wir mußten ihm so rasch wie möglich das Handwerk legen. Er hatte einen tödlichen Mechanismus in Gang gesetzt, den wir noch in dieser Stunde zerstören mußten, denn es war anzunehmen, daß da Costa nicht nur seinen reichen Onkel auf die Abschußliste gesetzt hatte. Wenn das schon so bequem funktionierte, würden bestimmt noch einige Menschen mehr dran glauben müssen. Dem mußten wir einen Riegel vorschieben. Wie das zu bewerkstelligen war, mußte uns da Costa verraten.
Sollte er nicht reden wollen, würde ich ihn bei Gott nicht mit Samthandschuhen anfassen, darauf konnte er Gift nehmen.

Ich gab Gas und ließ die Kupplung kommen. Der 504 TI schoß wie ein Pfeil davon.

»Da Costa wird sich mächtig freuen, uns so bald schon wiederzusehen«, sagte ich und grinste kalt.

»Mich beschäftigt da eine Frage, Tony.«

»Heraus damit.«

»Marion da Costa kannte dich nicht. Wieso hat er den Sensenmann auch auf dich angesetzt?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Da kann ich nur eine Vermutung aussprechen.«

»Und die wäre?«

»Um Gevatter Tod aktiv werden zu lassen, mußte sich da Costa mit der schwarzen Macht verbinden. Ich nehme an, ihr gefiel seine Idee, und sie ließ auch meine Uhr ablaufen.«

»Was ist das für eine Uhr? Glaubst du, es gibt sie wirklich?«

»Da Costa wird es uns sagen.«

Ich kurvte mit Volldampf durch die leeren Straßen. Wir erreichten das Uhrenmuseum.

»Tony!« rief Lance Selby überrascht aus.

Flammen schlugen aus den Fenstern im Erdgeschoß. Wir sprangen aus dem Peugeot. Plötzlich gellte ein qualvoller Schrei auf. Mir gerann das Blut in den Adern.

»Da ist jemand drinnen!« keuchte Lance.

»Eine Frau!«

Wir kamen gleichzeitig aus den Startlöchern. Die Frau kreischte herzzerreißend. Die Schmerzen mußten entsetzlich sein. Lance und ich hetzten auf den Museumseingang zu. Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich riß sie auf. Schwarzer Rauch wälzte sich uns entgegen, hüllte uns ein, überrollte uns. Ich preßte mir ein Taschentuch auf Mund und Nase, um nicht zu ersticken. Lance tat dasselbe. Die Frau schrie immer noch. Mir krampfte es alles zusammen. Würden wir die verzweifelt Schreiende noch retten können?

Wir stürmten vorwärts.

Lance war knapp hinter mir. Die Schreie wurden lauter, schriller.

Wieder eine Tür. Ich rammte sie auf. Eine Feuerwand fiel mir entgegen. Knisternd und prasselnd. Flammenarme schlugen nach mir, eine sengende Hitze stieß mich zurück.

Der qualvolle Schrei der Frau riß ab.

Wir wußten, was das zu bedeuten hatte.

Ihr Leiden war zu Ende.

Aber vielleicht war sie nur ohnmächtig.

»Hier kommen wir nicht durch, Tony!« schrie Lance.

»Einen anderen Weg gibt es da nicht hinein!«

»Das Feuer bringt dich um, wenn du dich weiter vorwagst!«

»Die Feuerwehr muß her!« rief ich.

Lance Selby kreiselte herum. Nach drei Schritten war er in den Schwaden verschwunden. Er würde die Feuerwehr per Autotelefon alarmieren. Würde noch etwas zu retten sein? Die Frau? Der obere Stock des Hauses? Die Hitze nahm mir den Atem. Uhren fielen von den Wänden. In der Hitze zerplatzten Gläser, zersprangen Uhrwerke mit metallischen Geräuschen. Der Rauch biß in meinen Augen.

Trotz des Taschentuchs kratzte er wie eine Drahtbürste in meinen Atemwegen.

Trotzig kämpfte ich gegen die Flammenhölle an. Ich wollte mich von ihr nicht zurücktreiben lassen. Ich weiß, es war Wahnsinn, aber ich wollte mitten in das züngelnde, wabernde Flammenmeer hineinspringen, denn irgendwo dort drinnen befand sich eine Frau, die Hilfe brauchte.

Hustend stemmte ich mich gegen die Hitze.

Sie hieb mit unsichtbaren Armen nach mir. Ich war gezwungen, zurückzuweichen. Es war mir unmöglich, stehenzubleiben. So sehr mein Wille auch dagegen war, das Feuer war stärker. Es hätte mich getötet, wenn ich nicht nachgegeben hätte.

Und dort drinnen lag eine Frau…

Mir kam der Gedanke, es könne sich um ein schwarzmagisches Feuer handeln. Wie ein Blitz schoß mir das durch den Kopf. Sofort riß ich meine Weihwasserpistole aus dem Gürtel. Ich richtete die superflache Waffe auf die Flammenwand und drückte ab. Der dünne Wasserstrahl fegte in das Feuer. Es zischte kaum hörbar, doch mehr passierte nicht. Wenn schwarze Magie im Spiel gewesen wäre, hätte das Feuer anders reagieren müssen.

Die Hitze trieb mich weiter zurück.

Ich fühlte mich als Verlierer, und die Frau schrieb ich ab. Jetzt konnte ihr keiner mehr helfen. Wer war sie gewesen? Was hatte sie um diese Zeit in Marion da Costas Uhrenmuseum zu suchen gehabt? Wo befand sich da Costa?

Die Feuerwehr traf ein. Männer mit Schutzanzügen, Atemgeräten und Helmen holten mich aus dem Haus, und dann rückten sie dem Brand mit Wasser und Löschschaum zu Leibe. Ich lehnte an meinem Peugeot und pumpte Sauerstoff in meine Lungen. Das Rauchgas hätte mich vergiftet, wenn ich noch länger im Museum geblieben wäre.

Schaulustige fanden sich ein. Ich sah einen Polizeiwagen. Irgend jemand verständigte Marion da Costa zu Hause, und als der Brand gelöscht war, holten die Feuerwehrleute die Leiche der Frau heraus.

Sie sah entsetzlich aus. Man deckte sie mit einer Decke zu.

Marion da Costa traf mit einem Taxi ein. Ich glaubte, so etwas wie Erleichterung in seinen Augen zu erkennen, als er sah, daß nur die Räume im Erdgeschoß ausgebrannt waren.

Er streifte mich mit einem finsteren Blick. »Was haben Sie schon wieder hier zu suchen, Mr. Ballard. Haben *Sie* den Brand in meinem Museum gelegt?«

»Dafür sollte ich Ihnen eine herunterhauen, da Costa«, erwiderte ich kalt. »Ich spar's mir noch auf und lasse mehr zusammenkommen. Den Brand hat eine Frau gelegt, wie es aussieht.«

»Wo ist sie?«

»Sie ist im Feuer umgekommen.«

»Und wo ist ihre Leiche?«

Ich wies mit dem Kopf in die entsprechende Richtung. Er begab sich zu der Toten. Lance und ich folgten ihm. Er hob die Decke hoch. »Es ist Nina«, sagte er. »Meine Frau.«

Keine Verzweiflung. Keine Trauer. Überhaupt keine Gefühlsregung. Oder doch. Etwas ging in Marion da Costa vor. Er bemühte sich, es sich nicht anmerken zu lassen, aber ich hatte den Eindruck, er würde sich über den Tod seiner Frau freuen.

***

Seit Tony Ballard ihn zu Hause abgesetzt hatte, kramte Larry Latham in seinen umfangreichen Unterlagen herum. Er suchte etwas ganz Bestimmtes. Da er die Absicht gehabt hatte, einen Artikel über Marion da Costas Uhrenmuseum zu schreiben und nicht ganz unbeleckt zu dem Mann gehen wollte, hatte er sich mit einem Haufen Fachliteratur eingedeckt. Seiner Ansicht nach sollte man nur dann über etwas schreiben, wenn man davon auch eine Ahnung hatte.

Der Reporter hatte erst einmal kurz in den Unterlagen geblättert.

Es war an einem Tag gewesen, als er mit einer fiebrigen Erkältung das Bett hüten mußte.

Er hätte sich das Schriftenmaterial erst wieder vorgenommen, sobald ein Besuch bei Marion da Costa aktuell geworden wäre.

Doch nun hatte Larry Latham einen anderen Grund, sich durch den Informationswust zu wühlen. Auch er hatte aus dem Radio erfahren, daß Huck R. Koenig nicht mehr lebte, und ihm war bekannt, daß Marion da Costa Koenigs Neffe war.

Der Reporter stellte ähnliche Überlegungen wie Tony Ballard und Lance Selby an. Das Skelett in der Telefonzelle gegenüber dem Uhrenmuseum. Gevatter Tod in Huck R. Koenigs Apartment. Marion da Costa der Erbe der Koenig-Millionen!

Und Tony Ballard gegenüber hatte der Sensenmann behauptet, seine »Uhr wäre abgelaufen«.

Diese Äußerung lenkte Larry Lathams Gedanken in eine ganz bestimmte Richtung. Ihm fiel ein, von einer Unglücksuhr gelesen zu haben, die keiner haben wollte. Leid, Not, Tod kamen über die Besitzer dieser Uhr, vor der man sagte, sie wäre ein Werk der Hölle.

Außerdem hieß es, der Tod könne darauf ablesen, wessen Zeit gekommen sei, und den würde er sich dann holen.

Larry Latham fand endlich die Broschüre, in der diese Uhr abgebildet war. Es handelte sich um keine Fotografie, sondern um eine Federzeichnung. Ein altes, klotziges Ding war diese Uhr. Breit und massiv hatte sie die Zeiten überdauert. Auf der Nebenseite war eine Reihe von Besitzern angeführt. Viele von ihnen lebten nicht mehr.

Unfälle und geheimnisvolle Krankheiten hatten sie dahingerafft.

Es schien sich bei dieser Uhr tatsächlich um ein Satanswerk zu handeln. Um einen Unglücksbringer, aus dem die Hölle Einfluß auf das Leben der Menschen nehmen konnte, die sich in seiner Nähe befanden.

Diese Uhr in den falschen Händen – das konnte zu einer Katastrophe führen.

Wenn es einem gelang, mit Hilfe von schwarzer Magie die Höllenuhr zu beeinflussen, dann konnte er Menschen sterben lassen!

Ungeheuerlich fand Larry Latham diese Überlegung, dennoch aber wert, ihr weiter nachzugehen. Wo befand sich die Satansuhr zur Zeit? Bei Marion da Costa? Das Auftreten des Sensenmannes bei Huck R. Koenig sprach dafür. Aber um eine Behauptung aufstellen zu können, mußte sich der Reporter zunächst einmal Gewißheit verschaffen.

Es war schon spät, aber er klemmte sich dennoch ans Telefon.

Es war enorm wichtig, den Weg der Höllenuhr weiterzuverfolgen. Es standen nicht alle Stationen in der Broschüre. Latham riß sechs, sieben Leute aus tiefem Schlaf. Er ließ Wutausbrüche über sich ergehen, ließ sich beschimpfen, und wenn einer auflegte, rief er ihn sofort wieder an. Sobald der erste Dampf abgelassen war, trug der Reporter seinen Gesprächspartnern sein Problem vor, und jeder half ihm ein Stück weiter.

So stieß er auf George Mason, einen reichen Grundstücksmakler.

Ihn suchte er auf.

Mason hatte Gäste. Geschäftsfreunde. Er hatte sie zum Essen eingeladen und nun waren sie gerade dabei, einen alle Teile zufriedenstellenden Abschluß zu begießen.

Als Mason hörte, worum es ging, zog er sich mit Larry Latham in sein Arbeitszimmer zurück. Der Makler trug einen maßgeschneiderten Smoking. Sein Auftreten ließ erkennen, daß er kein Neureicher war, sondern immer schon Geld besessen hatte.

»Ich habe die Uhr anläßlich einer Versteigerung erworben«, erzählte George Mason. »Dort hat sie gestanden.« Er wies auf die Stelle, die jetzt leer war. »Von dem Tag an, als sie ins Haus kam, veränderte sich alles. Ich hatte kein Glück mehr. Mein Vater stürzte in meinem Haus die Treppe hinunter und ist seither an den Rollstuhl gefesselt. Meine Mutter fing an, an schweren Depressionen zu leiden. Ich hatte

mehrere Unfälle mit dem Wagen und kam einmal nur ganz knapp mit dem Leben davon. Der Umsatz meiner Firma ging empfindlich zurück… Ich möchte nicht aufzählen, was sonst noch alles schieflief. Dennoch wäre mir nie in den Sinn gekommen, die Uhr dafür verantwortlich zu machen. Ich dachte, das wäre eine Pechsträhne, durch die ich mich einfach hindurchbeißen müsse. Eines Tages besuchte mich ein guter Freund. Als er die Uhr sah, erschrak er, und er riet mir, sie so schnell wie möglich wegzugeben. Er öffnete mir die Augen über dieses Höllending, und ich ließ es noch am selben Tag aus dem Haus schaffen. Seither verläuft mein Leben wieder in geregelten Bahnen. Meine Mutter fühlt sich wohl, der Firma geht es gut. Keine Unfälle mehr. Ich hatte großes Glück, das weiß ich heute. Die Uhr hätte mich systematisch fertiggemacht, wenn ich sie behalten hätte.«

»Wem haben Sie die Uhr verkauft, Mr. Mason?« wollte Larry Latham wissen.

»Ich habe sie nicht verkauft. Ich habe sie hergeschenkt. Wollen Sie sie sehen? Sie steht jetzt in Marion da Costas Uhrenmuseum. Gott möge den Mann vor Schaden bewahren.«

»Scheint so, als ob Sie sich da um Costa nicht zu sorgen brauchten«, sagte der Reporter.

»Wieso nicht?«

»Wenn mein Verdacht stimmt, dann ist es Marion da Costa gelungen, sich die Höllenkräfte der Uhr nutzbar zu machen.«

»Das ist ja entsetzlich.«

»Allerdings«, sagte Larry Latham und nickte ernst. »Das ist es.«

Der Reporter verließ hastig das Haus des Maklers. Er setzte sich in seinen Morris Mini und fuhr los. Sein Ziel: Marion da Costas Uhrenmuseum. Die Höllenuhr war die Sensation in London. Larry Latham beabsichtigte, sie zu fotografieren.

Wenn da Costa noch da war, würde er ihn einlassen müssen.

Wenn nicht, wollte Larry Latham sich Einlaß ins Museum verschaffen. Sobald er die Bilder von der Satansuhr geschossen hatte, würde er Tony Ballard anrufen, damit dieser sich dann um da Costa und die Uhr kümmerte.

Der Bericht, der morgen schon erscheinen konnte, würde alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen.

Die Seite eins ist dir sicher! dachte Latham begeistert. Seine Reportage würde sämtliche Weltprobleme ins Blattinnere verdrängen. Jeder Reporter träumt davon, einmal mit einem Bericht auf die erste Seite zu kommen. Für Larry Latham würde sich dieser Traum morgen erfüllen.

Da Costa würde sich gegen ihn stellen, doch Larry Latham konnte auch rücksichtslos sein, wenn es verlangt wurde.

Oxford Circus. Hier hatte Tony Ballard ihn aufgegabelt. »He, Tony!«

rief Latham übermütig. »Ich habe deinen Fall gelöst. Es sind keine Fragen mehr offen. Du brauchst die Sache nur noch abzuschließen.«

Er wußte, daß das nicht so einfach gehen würde, wie es sich anhörte. Die Satansuhr würde aktiv werden, wenn Tony Ballard sie zu zerstören versuchte, aber Larry Latham war zuversichtlich, daß es diesem sympathischen Privatdetektiv gelingen würde, die Uhr zu vernichten.

Es war nicht mehr weit bis zu da Costas Museum.

Latham bog um die Ecke.

Menschen. Feuerwehrautos. Polizeifahrzeuge. Ein Krankenwagen. Tony Ballards weißer Peugeot 504 TI. Marion da Costa. Rußgeschwärzte, glaslose Fenster im Erdgeschoß. Der Geruch nach Rauch lag noch in der Luft. Larry Latham holte seinen Fotoapparat aus dem Handschuhfach und hängte sich den Riemen um den Hals.

Er stieg aus. Ein Polizist wollte ihn nicht durchlassen. Er zückte seinen Presseausweis und durfte vorbei.

***

Trotz aller Seriosität, die sich Forrest Claxton, Nina da Costas Vater, an den Tag zu legen bemühte, hatte er ein doch recht seltsames Hobby, über das er mit seiner Tochter noch nie gesprochen hatte, und er war trotz allem, oder gerade deshalb, ein sehr religiöser Mann.

Er besuchte die Kirche zumeist zusammen mit Nina, und Marion da Costa war ihm ein Dorn im Auge. Mehrmals hatte er Nina schon geraten, sich von diesem schlechten Menschen scheiden zu lassen.

»Die Tür deines Vaterhauses steht immer für dich offen«, hatte er zu seiner Tochter gesagt. »Ich würde es lieber heute als morgen sehen, daß du diesen Mann, der eine nachtschwarze Seele in seiner Brust trägt, verläßt. Er paßt nicht zu dir. Er macht dich unglücklich. Er hat den Teufel im Leib. Zieh dich von ihm zurück, ehe es dazu zu spät ist.«

Er wußte, daß Nina eines Tages kommen würde, und er rechnete damit, daß sie sich bald dazu entschließen würde.

Doch zurück zu seinem seltsamen Hobby. Er gehörte einer Gruppe von Tonjägern an. Einmal wöchentlich trafen sich diese sieben Personen und versuchten Kontakt mit dem Jenseits aufzunehmen. Fünf Männer, zwei Frauen. Sie wurden oft belächelt, doch ihre Phonothek bewies exakt, daß es tatsächlich möglich war, mit dem Jenseits in Verbindung zu treten. Auf den gesammelten Tonbändern befanden sich Stimmen aus der Schattenwelt. Verstorbene, Selbstmörder, Ermordete gaben Antwort, wenn man sie rief.

Einige hatten die nebulösen Umstände ihres Endes aufgeklärt.

Von einer Frau, von der man geglaubt hatte, sie wäre einem Mord zum Opfer gefallen, hatten die Tonjäger erfahren, daß sie durch einen Unfall ums Leben gekommen war.

Einmal wöchentlich fanden sich die Tonjäger im Hause des Rechtsanwalts Alan Barker ein, und dann wurde besprochen, welche Personen kontaktiert werden sollten. Jeder machte seine Vorschläge, und gemeinsam wurde dann beschlossen, bei welchen Jenseitswesen man die größten Chancen hatte, auf eine Reaktion zu stoßen.

Die Gruppenmitglieder saßen im Kreis um einen großen runden Tisch. Über ihnen hingen hochempfindliche Mikrophone. Ein Tonträger lief im Hintergrund: Sanfte Klänge eines wenig bekannten Komponisten. Sie sollten die Fragen der Anwesenden in die unbekannten Sphären hinaustragen.

Man hatte sich an diesem Abend geeinigt, einen Mann zu rufen, dessen Leiche die Themse vor zwei Tagen angeschwemmt hatte.

Allem Anschein nach war er unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen, und die Mitglieder der Runde wollten seinen Geist um Aufklärung bitten.

Abgesehen von den weichen Klängen, die den Raum füllten, herrschte absolute Stille. Forrest Claxton und die andern versuchten sich auf den bevorstehenden Versuch zu konzentrieren. Telepathie sollte ihnen bei der Kontaktaufnahme behilflich sein.

Alan Barker drehte am Phasenknopf des Lichtschalters. Es wurde fast völlig dunkel im Raum. Die Mitglieder der Runde konnten voneinander nur noch die Gestalten sehen. Die Gesichter und andere Details verschwammen in einem unpersönlichen Grau.

Forrest Claxton hörte sein Herz pochen.

Für ihn waren diese Sitzungen immer wieder aufregend.

Hinzu kam noch, daß heute er die Fragen stellen durfte.

Der Mann, von dem sie alle in der Zeitung gelesen hatten, hieß Burt Billingsley, 45 Jahre alt, Geschäftsmann, anhanglos. Er hatte in einem Haus am Stadtrand von London gewohnt, war gern allein, unterhielt keinen Kontakt zu den Nachbarn, und so wurde sein Verschwinden auch nicht bemerkt. Erst als er als Wasserleiche wieder auftauchte, fiel jemandem ein, daß er Burt Billingsley eigentlich schon seit zwei Tagen vermißt habe.

»Bist du bereit, Forrest?« fragte der Hausherr in die knisternde Stille hinein.

»Ja, Alan.«

»Kann ich das Tonbandgerät einschalten?«

»Von mir aus kann es losgehen, Alan.«

»Okay.«

Der Rechtsanwalt kippte einen Hebel. Das Aufnahmegerät lief.

Die Spannung verdichtete sich sofort. Volle Konzentration. Forrest Claxton holte tief Luft, und dann sagte er mit klarer, fester Stimme:

»Burt Billingsley! Ich rufe den Geist von Burt Billingsley!«

Stille. Nur der Tonträger war zu hören, und das nervöse, gespannte

Atmen der Anwesenden.

»Ich rufe den Geist von Burt Billingsley und bitte um Antwort!«

sagte Forrest Claxton.

Nicht jeder Versuch, mit der Jenseitswelt in Verbindung zu treten, verlief erfolgreich, es gab auch viele Mißerfolge. Manchmal waren die Voraussetzungen nicht optimal. Oft mußte man einen Versuch nach einer halben Stunde abbrechen, weil aus dem Jenseits keine Antwort kam. Man versuchte es dann zumeist mit einem anderen Geist, und wenn man Glück hatte, antwortete der. Woran das lag, wußte keiner der Tonjäger.

»Ich rufe Burt Billingsley!«

Ein düsteres Seufzen geisterte durch den Raum. Forrest Claxtons Augen weiteten sich erfreut. Der Geist reagierte. Claxtons Herzschlag beschleunigte.

»Burt Billingsley, kannst du mich hören?«

»Ja-a-a…« Gedehnt. Gequält. Unheimlich.

Doch keinen der Anwesenden schauderte. Für sie war so etwas nichts Ungewöhnliches mehr.

»Mein Name ist Claxton. Forrest Claxton. Ich habe dich gerufen, weil ich dir ein paar Fragen stellen möchte. Bist du bereit, mir zu antworten?«

»J-a-a-a…« Wie ein Hauchen huschte die Antwort durch den Raum.

Claxton ließ die Zunge nervös über seine Lippen huschen. »Wo befindest du dich, Billingsley?«

»Dunkel. Es ist sehr dunkel. Kein Licht. Nur Schwärze.«

»Du bist tot.«

»Ja-a-a…«

Claxton straffte seinen Rücken. Nun kam eine wichtige Frage.

»Burt Billingsley, bist du eines gewaltsamen Todes gestorben? Wurdest du ermordet?«

Stille. Keine Antwort. Forrest Claxton rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Burt Billingsley, hast du meine Frage verstanden?«

Keine Antwort. Die Verbindung zum Jenseits schien abgerissen zu sein. Forrest Claxton rief mehrmals Billingsleys Namen. Keine Reaktion. Claxtons Stimme war die Enttäuschung anzuhören, als er zu Alan Barker sagte: »Ich glaube, da ist nichts mehr zu machen, Alan.«

»Sieht so aus. Es muß sich irgendein Störfaktor dazwischengeschoben haben. Kann sein, daß Billingsley dich noch hört, daß wir aber seine Antwort nicht mehr empfangen können. Kann aber auch sein, daß den Geist deine Stimme gar nicht mehr erreicht.«

Der Rechtsanwalt schaltete das Aufnahmegerät ab.

Plötzlich der schrille Schrei einer Frau. Keine der Anwesenden hatte ihn ausgestoßen. Wie erstarrt saßen die Tonjäger da.

»Vater!« Die Frau!

»Forrest!« Ein Mann!

Claxton kannte die beiden Stimmen. Sie gehörten seiner Tochter Nina und Huck R. Koenig. Wenn sie auf diese Weise mit ihm Kontakt aufnahmen, dann bedeutete das, daß sie…

Forrest Claxton sprang auf. »O mein Gott! Nina! Huck! Wo seid ihr? Was ist passiert!«

»Sieh dich vor, Vater! Der Tod! Er will auch dich…« Wieder schrillte der Schrei, und dann überstürzten sich die Ereignisse. Völlig verdattert bekamen die Tonjäger mit, was passierte. Über dem Tisch ein Brausen. Trübes Licht. Aus diesem Schein schälte sich ein Gerippe.

Der Sensenmann!

»Bist du bereit, Forrest Claxton?« donnerte seine Stimme durch den Raum.

Claxton reagierte darauf mit heller Panik. Sein Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen. »Neiiin!« schrie er und wirbelte herum.

Die harten Knochenfüße des Skeletts stampften über den Tisch.

Gevatter Tod sprang vom Tisch herunter. Die Tonjäger waren unfähig, sich zu regen. Wie Figuren aus Stein saßen sie da und sahen zu, wie ihr verzweifelter Freund dem Tod zu entrinnen versuchte. Sie konnten Claxton nicht helfen. Niemand konnte für Claxton mehr etwas tun, aber das wollte der Todgeweihte nicht wahrhaben.

Der Knochenmann verfolgte Claxton.

Forrest Claxton riß die Tür auf, stürzte aus dem Raum, warf die Tür hinter sich zu. Das Skelett prallte gegen das Holz und sprengte es regelrecht zur Seite.

»Du hast keine Chance, Claxton!« dröhnte die Stimme des Todes.

»Dein Schwiegersohn hat deinen Tod verlangt!«

Marion, dieses Schwein! schoß es Claxton durch den Kopf. Irgendwie hatte es da Costa geschafft, sich den Sensenmann dienstbar zu machen. Nina, Huck R. Koenig – sie lebten nicht mehr, das wußte Claxton mit Sicherheit. Sie hätten sich sonst nicht vorhin melden können. Sie wollten ihm aus dem Jenseits eine Warnung zukommen lassen. Aber zu spät. Der Sensenmann war fast gleichzeitig mit ihrer Warnung eingetroffen.

Forrest Claxton stürmte aus dem Haus.

Er hörte hinter sich die harten Schritte des Gerippes.

Hatte er noch eine Chance? Würde ihm die Flucht gelingen? Wohin sollte er vor dem Sensenmann fliehen? Gab es einen Ort, wo man vor Gevatter Tod sicher war? Claxton kannte keinen. Der Tod kann sich überall Einlaß verschaffen. Die Flucht war eigentlich sinnlos, doch die Panik zwang Forrest Claxton, weiterzurennen, nicht stehenzubleiben. Er blickte sich nicht einmal um, weil ihm das wertvolle Sekundenbruchteile gekostet hätte.

Vor dem Haus des Rechtsanwalts standen mehrere Autos.

Der schwarze Vauxhall gehörte Claxton. Er war nicht abgeschlossen. Der Zündschlüssel steckte. Forrest Claxton riß die Tür auf. Er ließ sich hinter das Lenkrad fallen, griff nach dem Startschlüssel, drehte ihn, der Motor war sofort da. Der Vauxhall raste los. Der Schwung schleuderte die Tür zu.

Wie schnell war der Sensenmann?

Konnte er bei diesem Tempo mithalten?

Claxton schaltete. Zweiter, dritter, vierter Gang. Er raste auf das offene Tor der Grundstücksausfahrt zu. Der Vauxhall schlingerte auf dem Kiesweg. Wie Geschosse flogen hinten Steine weg. Knapp vor dem Tor bremste Forrest Claxton. Er schaltete zurück, hatte den ersten Gang nehmen sollen, erwischte den zweiten, würgte den Motor beinahe ab. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Sie sickerten durch die Augenbrauen, rannen ihm in die Augen, brannten höllisch. Er preßte die Lider zusammen, um den Schweiß aus den Augen zu drücken. Ohne zu schauen, zog er den Vauxhall nach links.

Tempo, Tempo!

Er gab ungestüm Gas. Der Motor konnte nicht alles schlucken, kam nur sehr schleppend auf Touren, aber was machte das schon.

Für den Augenblick glaubte Forrest Claxton, dem Sensenmann entronnen zu sein.

Aber er irrte sich.

Gevatter Tod stand auf einmal mitten auf der Fahrbahn. Mit einer Sense in den Knochenhänden, die bereits zum tödlichen Streich erhoben war. Irrsinn flackerte in Claxtons Blick.

»Du kriegst mich nicht!« brüllte er und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Vauxhall raste auf das Gerippe zu. Gevatter Tod rührte sich keinen Millimeter von der Stelle. Eiskalt wartete der Schnitter, bis Forrest Claxton in die Reichweite seiner Sense kam.

Jetzt!

Das Sensenblatt flirrte. Kraftvoll zog der Schnitter seine tödliche Waffe waagrecht durch die Luft.

Forrest Claxton blieb auf dem Gas. Es war seine Absicht, das Gerippe über den Haufen zu fahren. In wenigen, kaum meßbaren Augenblicken mußte es zum Aufprall kommen.

Claxton biß die Zähne zusammen.

Wie versteinert glotzte er das Skelett an, das ihm das Leben nehmen wollte. Wer würde schneller sein? Die Sense oder das Auto?

Wie eine überdimensionale Kanonenkugel schoß der Wagen auf den Unheimlichen zu. Die Bewegung des Knochenmannes erinnerte Forrest Claxton an Zeitlupe. In allem schien eine Verzögerung eingetreten zu sein. Auch in der Geschwindigkeit, mit der sich das Fahrzeug vorwärtsbewegte.

Es hatte den Anschein, als würde Gevatter Tod die Todesszene

absichtlich dehnen, damit das Ende nicht zu rasch für Forrest Claxton kam. Es sollte länger dauern. Er sollte unter der Ausweglosigkeit seiner Situation noch leiden.

Und das tat er.

Tränen rannen ihm über die Wangen.

Gott, wie lange das alles dauerte.

Immer noch befand sich die Sense auf dem Weg. Immer noch raste der Wagen, hatte den Sensenmann nicht erreicht.

Aber nun…

Es war soweit!

Die Spitze der blitzenden Sensenklinge traf die Windschutzscheibe. Das Glas zerplatzte. Es löste sich in Hunderttausende von kleinen Splittern auf, die Claxton alle ins Gesicht flogen. Sie piekten, stachen, schnitten und ritzten sich in seine Haut, in das Fleisch.

Er brüllte auf, sah die Sense auf sich zukommen, ließ das Lenkrad los und wollte schützend die Arme heben.

Die Zeit reichte nicht.

Das Sensenblatt war schneller. Es zuckte auf Claxtons Hals zu. Er spürte einen letzten wahnsinnigen Schmerz. Dann war es vorbei.

Sein Vauxhall stieß gegen die Knochengestalt. Dumpfes Poltern. In derselben Sekunde löste sich Gevatter Tod auf. Die Arbeit war wieder einmal getan.

Der schwarze Wagen torkelte führerlos die Straße entlang.

Über dem Lenkrad hing der tote Fahrer.

Der Vauxhall driftete schräg über die Fahrbahn, rumpelte über die Bürgersteigkante, schlitterte dreißig Meter an einer Mauer entlang und blieb schließlich mit einem satten Knall an einer Laterne hängen. Die Motorhaube brach auf. Kühlerwasser blubberte und floß dampfend in die Gasse.

Aber von allem bekam Forrest Claxton nichts mehr mit.

Ihn hatte der Tod geholt, wie Marion da Costa es sich gewünscht hatte!

***

»Mr. Ballard!«

Ich wandte mich um und sah Larry Latham auf uns zukommen.

Wir standen noch bei Nina da Costas Leiche. Der Reporter warf einen gehetzten Blick auf die grauenvoll aussehende Tote.

»Wer ist die Frau?« fragte er.

»Nina da Costa«, erklärte ich. »Allem Anschein nach hat sie im Museum das Feuer gelegt und ist dann in den Flammen umgekommen.«

Marion da Costa bequemte sich nun doch zu einer gespielten Gefühlsregung. Er schüttelte traurig den Kopf. »Arme Nina. Ich habe

dich so sehr geliebt.«

Larry Lathams Miene verdüsterte sich. »Ich bezweifle, daß Sie fä- hig sind, außer sich jemanden zu lieben, da Costa.«

Der Besitzer des Uhrenmuseums versuchte ihn mit einem wütenden Blick zu erdolchen. »Wie kommen Sie dazu, mich in meinem Seelenschmerz zu beleidigen?«

»Huck R. Koenig ist tot! Ihr Onkel!«

»Das weiß ich. Man hat es mir mitgeteilt.«

»Auch Ihre Frau lebt nicht mehr. Sie erben Millionen und sind ein freier Mann.«

Marion da Costa starrte den Reporter zornig an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Sie an der ganzen Sache vielleicht gedreht haben!«

»Sind Sie verrückt? Als mein Onkel starb, befand ich mich auf dem Heimweg. Als Nina ihr Leben verlor, befand ich mich zu Hause.«

»Wieso war Ihre Frau nicht auch daheim?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aus welchem Grund hat Ihre Frau das Uhrenmuseum in Brand gesteckt?«

»Mann, wie soll ich Ihnen denn diese Frage beantworten? Vielleicht war plötzliche geistige Umnachtung der Grund. Ich kann es mir nicht erklären. Nina war von meinem Museum immer sehr angetan. Sie hat mich beim Einrichten unterstützt. Wir haben es gemeinsam gegründet, und Nina war bestrebt, mir immer neue Uhren zu verschaffen. Sie fuhr für mich aufs Land und klapperte die Bauernhöfe ab. Manchmal brachte sie wunderschöne antike Uhren mit. Wir liebten das Museum beide.«

»Und in ihrer grenzenlosen Begeisterung hat sie heute das Museum niederzubrennen versucht.«

»Ich kann es mir nicht erklären.«

»Kam es öfter vor, daß Sie nicht wußten, wo sich Ihre Frau befindet?«

»Aber ja. Ich hing nicht ständig an ihrer Rockfalte.«

»Führten Sie eine moderne Ehe? In der jeder tun und lassen kann, was ihm Spaß macht?«

Marion da Costa versteifte. »Ich wüßte nicht, was Sie das angeht.«

»Ich kann Ihnen verraten, warum Ihre Frau das Museum angezündet hat.«

»Das glaube ich kaum.«

»Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß auch Sie den Grund kennen!«

»Ich lehne es ab, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Wer sind Sie eigentlich? Was wollen Sie von mir?«

»Mein Name ist Larry Latham, ich bin Reporter. Ich wollte schon mal

eine Reportage über Ihr Museum bringen. Es kam mir dann aber etwas dazwischen, und ich schob meinen Besuch bei Ihnen auf. Um mir ein gewisses Grundwissen über Uhren anzueignen, habe ich mir eine Menge Unterlagen besorgt. Die habe ich mir heute angesehen, und ich bin dabei auf etwas Verblüffendes gestoßen. Ich nehme an, Sie wissen schon, wovon ich rede«.

»Ich habe keine Ahnung«.

»Sie lügen«.

»Ich verbitte mir…!«

Larry Latham schaute Lance und mich an. Hinter Lance Selby stand ein Polizeibeamter, der die Unterhaltung mithörte. »Mr. Ballard«, sagte der Reporter, »ich habe das Rätsel gelöst. Huck R. Koenig und Nina da Costa hätten noch nicht zu sterben brauchen. Ich kann diese Behauptung beweisen!«

»Sie müssen nicht ganz richtig im Kopf sein!« schrie Marion da Costa.

Larry Latham schaute nicht hin, sondern weiterhin mich an, wies aber mit dem Zeigefinger auf ihn. »*Er* hat die beiden auf dem Gewissen!«

»Diese Anschuldigung nehmen Sie auf der Stelle zurück!« brüllte da Costa.

»Ich denke nicht daran!« sagte der Reporter.

Da Costa wandte sich an den Polizisten. »Officer, verbieten Sie diesem Mann jedes weitere Wort!«

»Wen außer Ihrer Frau und Huck R. Koenig haben Sie noch auf die Abholliste des Todes gesetzt, da Costa?« fragte der Reporter scharf.

»Er ist verrückt! Er hat den Verstand verloren! Officer, beschützen Sie mich vor diesem Irren!«

»Sie haben den Sensenmann als Mordwerkzeug mißbraucht, da Costa!« sagte Larry Latham.

»Mein Gott, das wird ja immer schlimmer mit Ihnen!«

Larry Latham wies auf das Uhrenmuseum. »Da drinnen befindet sich eine Uhr, die nicht von Menschenhand geschaffen wurde, da Costa.«

»Ach nein? Wer sollte sie denn sonst gebaut haben?«

»Der Teufel!«

»Sie gehören in eine Anstalt!«

»Ihre Frau scheint heute nacht hinter dieses Geheimnis gekommen zu sein«, fuhr Larry Latham unbeirrt fort. »Sie kam hierher und legte den Brand, um die Höllenuhr zu vernichten. Aber das scheint nicht geklappt zu haben. Die Uhr wandte sich gegen sie, und sie verlor ihr Leben.«

»Meine Güte, haben Sie eine schreckliche Phantasie. Eine Höllenuhr. Als ob es so etwas geben würde. Officer, sehen Sie nicht selbst, daß dieser Mann einen Dachschaden hat?«

Mir fiel der Ausdruck der Erleichterung ein, den ich bei Marion da

Costa bemerkt hatte. Er war gekommen, hatte gesehen, daß das Obergeschoß von den Flammen verschont geblieben war, und ihm schien ein Stein vom Herzen gefallen zu sein.

Die Höllenuhr mußte sich also dort oben befinden.

Larry Latham berichtete von der Uhr, welchen Weg sie genommen hatte und wozu sie imstande war. Er erzählte uns im Grunde genommen nichts Neues. Etwas in der Art hatten wir bereits vermutet.

Ich wandte mich an Marion da Costa. »Was sagen Sie dazu?«

»Nichts. Ich sage überhaupt nichts mehr!« schrie der Besitzer des Uhrenmuseums. »Verdammt noch mal, ich habe einen schweren Verlust erlitten. Ich habe meine Frau verloren. Wertvolle Ausstellungsobjekte sind kaputtgegangen. Der Schaden ist unersetzlich. Ich komme hierher, und plötzlich stehe ich vor einem Tribunal, das mich als Hexenmeister anprangert und mich zum Massenmörder stempeln will! Was soll ich da noch sagen?«

»Macht es Ihnen etwas aus, uns zu begleiten?« fragte ich.

»Wohin wollen Sie?«

»Ins Museum. Hinauf zum ersten Stock.«

»Und was wollen Sie da?«

»Wir werden Sie mit der Höllenuhr konfrontieren.«

Marion da Costa schüttelte heftig den Kopf. »Ich komme nicht mit«

Ich wollte ihn zwingen. Mir schien es wichtig zu sein, ihn der Satansuhr gegenüberzustellen. Ich trat einen Schritt auf ihn zu. Da passierte es. Marion da Costa drehte durch. Ein Messer blitzte auf einmal in seiner Hand. Er packte Lance Selby, riß ihn vor sich und setzte ihm das Messer an die Kehle!

»Wenn mich einer von euch Bastarden anfaßt, töte ich diesen Mann!« schrie Marion da Costa.

»Machen Sie Ihre Lage nicht schlimmer, als sie ohnedies schon ist!« sagte ich eindringlich.

»Zurück, Ballard! Alle zurück!« brüllte Costa. »Ich brauche nur zuzustoßen, dann ist Selby erledigt!«

Die Szene vereiste. Polizei, Feuerwehrleute, die Männer vom Krankenwagen, alle Umstehenden hielten den Atem an. Larry Latham und ich wichen einen Schritt zurück, um Lance nicht zu gefährden. In mir rumorte die Wut. Ich dachte einen Moment daran, meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter zu reißen, aber ich hätte es wohl kaum geschafft, Marion da Costa zu überraschen.

Es wäre in höchstem Maße unvernünftig gewesen, sich von Gefühlen hinreißen zu lassen.

Und für Lance hätte das den sicheren Tod bedeutet!

Der Parapsychologe regte sich nicht.

Marion da Costa schlang seinen Arm um ihn. Der Besitzer des Uhrenmuseums spürte dabei die Colt Commander-Pistole des

Professors, die dieser in der Schulterhalfter trug. Die Waffe war – genau wie mein Diamondback – mit geweihten Silberkugeln geladen.

Über da Costas Gesicht huschte ein begeistertes Grinsen.

Er riß die Commander aus der Schulterhalfter des Parapsychologen und rief: »Wenn einer versucht, uns aufzuhalten, kriegt er von mir eine Kugel in den Schädel!«

»Da Costa, seien Sie vernünftig«, versuchte ich es noch einmal.

»Ich *bin* vernünftig, Ballard!«

»Es hat nicht den Anschein. Was soll das denn werden?«

»Ich verschwinde von hier, und Selby wird mich begleiten. Ich lasse mich von euch nicht fertigmachen!« Er versetzte Lance Selby einen Stoß. »Vorwärts!«

Niemand stellte sich ihm und seiner Geisel in den Weg. Die Leute wichen zur Seite. Marion da Costa führte meinen Freund zu Larry Lathams Morris Mini. Er befahl dem Parapsychologen, sich ans Steuer zu setzen, nahm selbst auf dem Beifahrersitz Platz und bedrohte den Professor fortwährend mit der Commander-Pistole.

»Verdammt!« knirschte Larry Latham, als der Motor seines Wagens ansprang.

»Ruhig«! sagte ich. »Ganz ruhig!«

»Er haut mit Selby ab! In meinem Wagen!«

»Soll er ruhig.«

»Es stört Sie nicht, daß dieser Verbrecher entkommt?« fragte mich der Reporter entrüstet. »Obendrein auch noch mit Ihrem Freund! Ich hatte ein anderes Bild von Ihnen, Ballard!«

Ich antwortete nicht darauf. Marion da Costa gab Lance Selby einen scharfen Befehl, und der Parapsychologe fuhr los. Aus den Menschen, die Zeuge dieses Ereignisses geworden waren, löste sich die Spannung. Die Leute redeten aufgeregt durcheinander. Selbst die Polizei war ratlos.

Aber ich wußte, was ich tun mußte.

Ich ließ alle stehen und rannte zu meinem Peugeot. Es konnte nicht schwierig sein, hinter dem Mini zu bleiben. Mein Wagen war schneller und stärker. Wohin Marion da Costa auch fahren würde, er würde mich im Schlepptau haben, ohne es zu wissen. Irgendwann mußte er stehenbleiben, und dann wollte ich ihn mir schnappen.

Lance Selby fuhr genauso, wie es Marion da Costa von ihm verlangte. Ich ließ dem Mini einen geringen Vorsprung. Da Costa sollte nicht merken, daß ich mich hinter ihnen befand.

Wir durchfuhren zwei Stadtteile. Mir kam vor, als wollte da Costa zum Hafen, und ich fragte mich, wie seine weiteren Dispositionen aussahen. Vor allem: Was würde er mit Lance machen?

Ich war in großer Sorge um den Para-Mann.

Viele Abenteuer hatten wir zusammen schon überstanden. Lances

Leben hatte mehr als einmal nur noch an einem seidenen Faden gehangen, aber es war mir doch immer wieder gelungen, ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Würde es mir wieder gelingen?

Marion da Costa war unberechenbar. Es war durchaus möglich, daß er den Parapsychologen tötete. Aus Wut. Aus Haß. Aus Rache.

Mir trat der Schweiß auf die Stirn, als ich daran dachte, daß ich den Mini aus den Augen verlieren könnte. In diesem Fall hätte ich Lance nicht beistehen können, falls da Costa ihm ans Leben wollte.

Der Besitzer des Uhrenmuseums war ein Mensch ohne Gewissen.

Für mich stand fest, daß Huck R. Koenig und auch Nina da Costa auf sein Konto gingen. Und vielleicht noch jemand. Wer konnte das wissen?

Es würde ihm nichts ausmachen, Lance umzubringen. Im Gegenteil, es würde ihm sogar Spaß machen. Eine Seele mehr für das Jenseits. So etwas gefiel der Hölle immer.

Weit vor mir hingen die Heckleuchten des Mini zwischen den Häusern.

Auf einmal war Kälte in meinem Wagen. Mich schauderte, denn ich konnte mir den Grund dafür denken.

Ich warf einen Blick in den Innenspiegel, und da entdeckte ich ihn. Er saß hinter mir.

Gevatter Tod!

Ausgerechnet jetzt!

***

Marion da Costa steckte sein Messer ein. Er hielt Lance Selby weiter mit der Colt Commander in Schach.

»Sie machen einen großen Fehler!« sagte Lance.

»Maul halten!« schnauzte ihn da Costa an.

Der Parapsychologe rechnete damit, daß ihm da Costa während der Fahrt nichts tun würde, deshalb hielt sich seine Angst im Augenblick in Grenzen. Er beabsichtigte, den Mann zur Aufgabe zu überreden.

»Überlegen Sie doch mal, da Costa. Sie haben keine Chance.«

»Das behaupten Sie, aber was sagt ein Gesunder?« spottete da Costa. »Tony Ballard, Larry Latham, die Bullen…« Er lachte.

»Haben Sie gesehen, wie die alle strammgestanden sind?« Er rief mit dröhnender Stimme: »Alles hört auf mein Kommando!«

»Sie sind mit der Hölle ein Bündnis eingegangen.«

»Warum nicht?«

»Sie haben sich die Satansuhr dienstbar gemacht.«

»Ja, und es hat einmalig funktioniert.«

»Wen wird sich Gevatter Tod noch holen?«

»Forrest Claxton und Tony Ballard.«

»Ballard war ursprünglich nicht Ihr Anliegen.«

»Nein, aber das von Atax. Die Seele des Teufels wollte, daß sich der Sensenmann auch um Tony Ballard kümmert. Mir war's recht. Das ist erst der Anfang, Selby. Wir machen weiter.«

Lance schüttelte den Kopf. »Dazu werden Sie keine Gelegenheit haben.«

»Wieso nicht? Kein Gericht auf dieser Welt kann mich dafür bestrafen, daß ich mir die Höllenuhr nutzbar gemacht habe. Niemand kann mir das nachweisen. Für so etwas gibt es keine Gesetze. Man kann mich also nicht einsperren. Man kann mir auch die Koenig-Millionen nicht verwehren. Ich werde reich sein, Selby. Steinreich. Und ich werde weitere Menschen auf die Todesliste setzen. Immer mehr.«

»Sie befinden sich im Irrtum. Man kann Sie sehr wohl einsperren, da Costa.«

»Unmöglich. Man müßte mir nachweisen können, daß ich mich mit der Satansuhr verbündet habe.«

»Man wird Sie nicht deshalb ins Zuchthaus setzen.«

»Sondern weswegen?«

»Wegen Kidnapping. Sie haben mich entführt!«

»Ich werde mich irgendwie rausreden. Ich werde behaupten, Lathams Anschuldigungen hätten mich so sehr verwirrt, daß ich nicht mehr wußte, was ich tue.«

»Geben Sie auf, da Costa.«

»Niemals. Ich bin auf dem Weg nach ganz oben. Ich werde demnächst die Spitze einnehmen, und Atax, die Seele des Teufels, wird hinter mir stehen. Wir werden in dieser Stadt über Leben und Tod herrschen!«

»Ihr Größenwahn wird Sie früher oder später zu Fall bringen, da Costa.«

»Halten Sie den Mund, ich will nichts mehr hören!«

»Ihre Macht wird enden, sobald es die Höllenuhr nicht mehr gibt.«

Marion da Costa lachte spöttisch. »Wer sollte sie zerstören?«

»Tony Ballard!«

»Der hat vielleicht in diesem Moment schon den Sensenmann im Genick sitzen. An Gevatter Tod gibt es kein Vorbeikommen, mein Lieber. Ballard wird ins Gras beißen. Sie können Ihren Freund bereits abschreiben.«

Sie erreichten den Hafen. Marion da Costa dirigierte Lance Selby in eine finstere Gegend.

Alte, schäbige Lagerhäuser.

Kräne. Güterwaggons. Fiepende Ratten.

Geisterhaft raschelndes Zeitungspapier, mit dem der feuchte Wind spielte.

»Aussteigen!« befahl da Costa.
Lance atmete tief ein. Seine Lage begann kritisch zu werden. Er war auf sich allein angewiesen. Hilfe konnte er von niemandem erwarten. Kurze Zeit hatte er geglaubt, die Scheinwerfer von Tony Ballards Wagen im Rückspiegel zu sehen, aber das mußte wohl ein Irrtum gewesen sein. Tony würde ihm nicht beistehen. Er mußte selbst mit dieser Situation fertigwerden.
Langsam verließ der Parapsychologe den Wagen.
Sollte er losrennen?
Was würde Marion da Costa in diesem Fall tun? Ihn laufenlassen? Ihn in den Rücken schießen?
Der Besitzer des Uhrenmuseums kam um das Fahrzeug herum.
Sein kalter Blick gefiel Lance Selby nicht.
»Umdrehen!« verlangte da Costa.
»Was haben Sie vor?« fragte Lance Selby mit belegter Stimme.
»Sie wissen zuviel. Ich habe während der Fahrt ein Geständnis abgelegt. Ich werde Sie erschießen!«
»Nach dem Kidnapping auch noch ein Mord. Lebenslängliches Zuchthaus ist Ihnen sicher, da Costa.«
»Ich werde mich da schon irgendwie herauswinden.«
»Das schaffen Sie nicht.«
»Mit Atax’ Hilfe wird es mir gelingen.«
»Verlassen Sie sich nicht zu sehr auf ihn. Er könnte Sie auch fallenlassen.«
»Das wird er nicht tun. Dazu bin ich ihm zu treu ergeben. Außerdem bin ich der Hölle sehr nützlich.«
»Das sind andere auch. Atax kann Sie jederzeit austauschen. Er ist kein zuverlässiger Verbündeter, das können Sie mir glauben.«
»Machen Sie sich um mich keine Sorgen, Selby. Ich gehe nicht unter. Sie aber schon. Auf die Knie mit Ihnen!«
Lance blieb trotzig stehen.
»Auf die Knie!« schrie Marion da Costa. Er schlug mit der Pistole zu. Lance ging zu Boden.
Und dann spürte er, wie ihm Marion da Costa den kalten Lauf der Commander-Pistole ans Genick setzte.

***

Vor dem Uhrenmuseum herrschte immer noch große Ratlosigkeit.
Marion da Costa hatte sich eine Geisel geschnappt und war geflohen. Tony Ballard verfolgte ihn. Man hoffte, daß der Privatdetektiv den Besitzer des Uhrenmuseums stellen und Lance Selby vor Schaden bewahren konnte. Eine ausführliche Polizeimeldung ging in die Zentrale. Die Feuerwehrleute rückten ab.
Niemand hinderte Larry Latham, das Uhrenmuseum zu betreten.

Nach wie vor roch es beißend nach Rauch. Tiefe Wasserpfützen glänzten im Gang. Der Reporter durchwatete sie. Er erreichte die Treppe, die zum Obergeschoß hinaufführte. Es war seine Absicht, Fotos von der Höllenuhr in ihrer derzeitigen Umgebung zu knipsen. Sie sollten seinen Artikel, den er morgen bringen würde, illustrieren.

Langsam stieg er die Stufen hinauf.

Ganz geheuer war ihm bei der Sache nicht.

Er fürchtete sich vor der Höllenuhr, aber sein Jagdfieber nach der absoluten Sensation war stärker, es trieb ihm zum Obergeschoß hinauf, obwohl ihm eine innere Stimme sagte, daß es gefährlich war, sich der Satansuhr zu nähern, Er verdrängte diese Warnung.

Er brauchte diese Aufnahmen.

Reporter müssen manchmal ihr Leben riskieren, um an Bilder zu gelangen, die nicht jeder schießen kann.

Obergeschoß. Larry Latham blieb kurz stehen. Er bereitete die Kamera vor. Ungefähre Entfernung, Blende, Computerblitz. Dann ging er weiter. Er wußte nicht, in welchem Raum die Uhr stand, aber er wußte, wie sie aussah. Deutlich hatte er die Federzeichnung, die er daheim in der Broschüre gesehen hatte, vor Augen.

Seine Nerven strafften sich.

Er mußte sich überwinden, weiterzugehen. Die Stimme in ihm wurde immer lauter. Sie riet ihm, auf die Fotos zu verzichten. Er blieb dennoch nicht stehen.

Auch hartnäckig muß ein Reporter sein, wenn er aus der Masse herausragen will.

Als er den Raum betrat, in dem sich die Satansuhr befand, spürte er ihre Nähe, die Ausstrahlung des Bösen, die ihn voll traf. Sein Herz schlug schneller. Wie ein Schwamm sog er die Atmosphäre in sich auf. Sie war unheimlich. Er hoffte, sie so dicht, wie er sie jetzt empfand, zu Papier bringen zu können. Aber er befürchtete, daß ihm die Worte fehlen würden, um diese Empfindung zu beschreiben.

Die Angst füllte ihn bis in die Haarspitzen aus.

Es wäre vernünftiger gewesen, umzukehren.

Aber nun hatte er sich schon so weit vorgewagt, daß er die letzten Meter auch noch zurücklegen wollte.

Sein Blick suchte die Höllenuhr. Als er sie entdeckte, glaubte er, ein Stromstoß würde durch seinen Körper rasen. Groß und bedrohlich ragte die Höllenuhr vor ihm auf. Leben schien sich in ihr zu befinden, obwohl sich weder die Zeiger noch das Pendel bewegten.

Das also war sie.

Das Werk der Hölle.

Geschaffen, um Leid, Not und Tod über die Menschen zu bringen.

Instinktiv spürte der Reporter, daß die Satansuhr auf seine Anwesenheit reagierte. Das höllische Leben in ihr hatte ihn

wahrgenommen. Es belauerte und beobachtete ihn nun. Würde es aus der Uhr hervorbrechen? Würde es ihn angreifen?

Larry Latham ging noch zwei Schritte vor.

Schweiß glänzte auf seiner Stirn, obwohl eine unnatürliche Kälte den Raum füllte.

Er zitterte vor Aufregung. Würde es sich die Höllenuhr gefallen lassen, daß er sie fotografierte?

Er hörte das Blut in seinen Ohren pochen. Rasch hob er die Kamera. Der Blitz flammte auf, der Verschluß klickte. Nichts passierte. Die Uhr ließ es sich gefallen, daß er sie fotografierte.

Vielleicht genoß sie es sogar. Möglicherweise war es ihr recht, daß der Reporter die Absicht hatte, sie bekanntzumachen.

Larry Latham atmete auf.

In rascher Aufeinanderfolge schoß er seine Bilder. Von vorn, von links, von rechts, Hochformat, Querformat. Der Eifer trieb ihn näher heran. Er wollte das Zifferblatt aus der Nähe knipsen. Er drehte am Entfernungsring. Das Zifferblatt wurde im Sucher gestochen scharf.

Latham erschrak.

Glühte hinter der kreisrunden Scheibe mit den römischen Ziffern nicht ein Augenpaar?

Der Reporter setzte die Kamera nervös ab.

Da schossen sehnige Krallenhände aus dem Uhrkasten auf ihn zu. Er wollte entsetzt zurückspringen, war aber nicht schnell genug.

Die Höllenhände erwischten ihn. Er spürte, wie sich die Krallen schmerzhaft in sein Fleisch bohrten und brüllte auf, während ihn die Hände auf die Uhr zurissen…

***

Ich hatte einen Fahrgast.

Gevatter Tod!

Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Der Sensenmann hätte in keinem ungünstigeren Moment erscheinen können. Ich mußte an dem Morris Mini dranbleiben. Aber der Knochenmann würde dem kein Verständnis entgegenbringen.

»Es ist Zeit für dich, Tony Ballard!« dröhnte mir seine Stimme in die Ohren.

»Du legst einen erstaunlichen Eifer an den Tag, Gevatter Tod.«

»Man kann sich eben auf mich verlassen.«

»Seit du dich von einem Menschen als Mordwerkzeug mißbrauchen läßt, verachte ich dich.«

»Ich habe mich nach der Uhr zu richten.«

»Sie wurde von der Hölle geschaffen, und sie wurde manipuliert.«

»Ich habe dich angerufen. Du hattest die Möglichkeit, die Uhr zu finden und zu vernichten.«

»Du hast mich nicht gründlich genug informiert.«
»Daran ist nun nichts mehr zu ändern.«
»Gewähre mir noch einen kurzen Aufschub!«
Der Knochenmann schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Wen hast du für Marion da Costa außer seiner Frau und seinem Onkel noch geholt?«
»Seinen Schwiegervater. Forrest Claxton. Und nun bist du dran. Deinen Tod hat Atax verlangt.«
»Ich dachte, du wärst neutral, würdest für Gut und Böse arbeiten.«
»Das tue ich.«
»Es sieht nicht danach aus. Marion da Costa hat meinen Freund entführt. Ich nehme an, du läßt es nicht zu, daß ich dem Morris weiter folge.«
»Richtig.«
»Da Costa tötet Lance Selby vielleicht.«
»Wenn es geschieht, war es deinem Freund bestimmt.«
»Wenn du mir jetzt mein Leben nimmst, wer soll dann die Höllenuhr vernichten? Atax und da Costa werden sie immer häufiger manipulieren. Sie werden dich zum Killer der schwarzen Macht degradieren. Du warst bisher immer eine wichtige Figur im Ablauf der Zeiten, hattest eine ausgleichende Funktion, holtest Menschen ohne Ansehen der Person ins Totenreich. Hüben wie drüben liefen die Lebensuhren zuverlässig und unbeeinflußt. Doch nun hatten Marion da Costa und Atax eine verabscheuungswürdige Idee, und ich finde es nicht richtig, daß du dich dafür hergibst.«
»Ich muß mich an das halten, was die Uhren zeigen.«
»Auch dann, wenn du weißt, daß die Angaben falsch sind?«
»Auch dann!« sagte Gevatter Tod.
Für mich bedeutete das, daß er mir keinen Aufschub gewähren konnte. Selbst wenn er das gewollt hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen. Er war ein ausführendes Organ.
Was die Höllenuhr anzeigte, war für ihn ein Befehl, dem er gehorchen mußte.
Mir drohte vor Aufregung schwarz vor den Augen zu werden.
Verdammt, wie sollte ich mir aus dieser gefährlichen Klemme heraushelfen?
Rechts das langgestreckte flache Gebäude eines Supermarkts. Die Verkaufshalle war finster. Der Parkplatz dunkel und leer.
Ich riß das Lenkrad herum. Gevatter Tod knallte gegen die Tür.
Ich raste auf den Parkplatz zu und sprang aus dem Wagen, nachdem ich ihn mit einer Notbremsung gestoppt hatte.
»Das hat keinen Zweck, Tony Ballard!« schrie der Knochenmann.
Ich rannte zehn, fünfzehn Meter weit, dann kreiselte ich herum.
Während ich mich drehte, riß ich meinen Colt Diamondback aus der

Schulterhalfter. Die Waffe flog mir förmlich in die Hand.
Kampflos wollte ich ihm mein Leben nicht überlassen.
Ich wußte nicht, wie er auf geweihtes Silber reagieren würde.
Er stand gewissermaßen über den Dingen. Das Gute und das Böse bediente sich seiner. Er regulierte das Leben auf der Welt, holte jene ab, die schon lange genug gelebt hatten, damit die Nachkommenden Platz hatten.
Ohne ihn wäre die Welt im Leben erstickt.
Mit leicht gegrätschten Beinen stand das Gerippe neben meinem Wagen, die tödliche Sense in den Händen.
Mein Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen, als sich Gevatter Tod in Bewegung setzte. Er durfte mich nicht holen. Jetzt noch nicht. Ich hatte noch wichtige Dinge zu erledigen.
Ganz oben stand die Aufgabe, die Höllenuhr zu vernichten.
Wenn ich es nicht tat, würde es zu einer Katastrophe ungeahnten Ausmaßes kommen. Viele Menschen würden sterben. Die schwarze Macht würde sich wie ein wucherndes Krebsgeschwür ausbreiten.
Niemand würde ihr Einhalt gebieten können.
Dazu durfte es nicht kommen.
Ich brauchte mein Leben noch.
Gevatter Tod durfte es noch nicht an sich reißen.
Aber er war im Begriff, es sich zu holen. Er kam auf mich zu.
Hart schlugen seine Knochenfüße auf den Asphalt. Seine schwarzen Augenhöhlen wollten mir seinen Willen aufzwingen.
Der Diamondback war eine weiße Waffe. Konnte ich damit den schwarzen Befehl, der den Sensenmann auf mich zutrieb, auslöschen?
Gevatter Tod hob die Sense.
Und ich hob meinen Revolver. Ich zielte auf seinen Schädel, drängte die enorme Aufregung zurück, zwang meine Hände zur Ruhe. Ich würde nur Zeit für einen einzigen Schuß haben. Wenn der nicht saß, war ich verloren.
Der Sensenmann tat den nächsten Schritt.
Da drückte ich ab.
Donnernd entlud sich mein Colt Diamondback. Dem Knochenmann fauchte eine grelle Feuerlanze entgegen. Das geweihte Silber traf seinen bleichen Knochenschädel, und die weiße Kraft sprengte ihn auseinander. Es hatte den Anschein, als habe es zwischen seinen Knochen eine gewaltige Explosion gegeben. Sie zerfetzte ihn.
Die Gebeine wirbelten in wilder Unordnung durch die Luft und verschwanden.
Ich konnte es kaum glauben: Ich war allein!
Aber ich hatte den Sensenmann bestimmt nicht vernichtet.
Ich hatte lediglich die schwarze Kraft gestoppt, die ihn mir entgegentrieb. Jetzt hatte ich den Aufschub, den ich brauchte, um die

Höllenuhr zu zerstören.

Daß ich das erreicht hatte, überstieg immer noch mein Fassungsvermögen.

***

Lance Selby wußte, daß er keine Chance mehr hatte. Marion da Costa brauchte nur noch den Finger zu krümmen, dann war er erledigt. Der Parapsychologe war verzweifelt. Sein Selbsterhaltungstrieb bäumte sich gegen das grausame Schicksal auf und verleitete ihn, etwas Verrücktes zu tun. Wenn er Glück hatte, klappte es. Marion da Costa war sich seiner Sache so sicher, daß er bestimmt mit keiner Attacke rechnete, und gerade deshalb mußte Lance ihn angreifen. Nur so konnte er den Fuß noch einmal aus dem Grab ziehen.

Er ließ sich nach rechts fallen.

Es sah aus, als würde ihn die Nachwirkung des Schlages mit der Pistole umwerfen. Um diesen Eindruck zu verstärken, stöhnte Lance auch. Aber kaum lag er auf dem Boden, da schnellte er herum. Er erwischte die beiden Beine da Costas und wuchtete sein Körpergewicht dagegen.

Marion da Costa stieß einen Wutschrei aus.

Er verlor das Gleichgewicht und fiel.

Lance war sofort über ihm. Seine Faust traf den Mann hart. Ein weiterer Schlag entwaffnete da Costa. Lance schnappte sich augenblicklich die Pistole, und als da Costa sich mit einem haßerfüllten Fauchen auf ihn stürzte, machte er kurzen Prozeß.

Lance hämmerte dem Kerl die Colt Commander seitlich an den Kopf.

Marion da Costa sackte zusammen und rührte sich nicht mehr.

Lance Selby atmete mehrmals tief durch. Ein Glück, daß er kein verknöcherter, ungelenker Wissenschaftler war. Er hatte gelernt, sich seiner Haut zu wehren und stand ständig im Training, um nicht einzurosten. Dieser Eifer hatte sich wieder einmal hoch bezahlt gemacht.

Der Parapsychologe schob sich die Colt Commander-Pistole in die Schulterhalfter. Er betrachtete grimmig den Ohnmächtigen. Viel hatte nicht gefehlt, dann wäre er jetzt hier gelegen, aber nicht besinnungslos, sondern tot.

Marion da Costa konnte sich auf einen sehr langen Urlaub freuen. Die Kosten würde der Staat übernehmen. Das Zimmer war bereits gebucht. Es hatte schwedische Gardinen.

Lance bückte sich.

Er krallte seine Finger in da Costas Kleidung, hievte den Mann hoch und schleppte ihn keuchend zum Morris Mini. Er beabsichtigte, zum Uhrenmuseum zurückzufahren, und es würde ihm ein besonderes

Vergnügen sein, da Costa der Polizei zu übergeben.

***

Lance Selby fiel mir ein, und es nagte schmerzhaft in mir, daß ich nichts für meinen Freund tun konnte. Wohin hatte Marion da Costa den Parapsychologen verschleppt? Was würde da Costa mit dem Professor tun, wenn die Fahrt zu Ende war? Die Sorge um Lance umschloß mein Herz wie eine kalte Faust. Aber es hatte keinen Sinn, zu versuchen, die Verfolgung wieder aufzunehmen. Marion da Costas Vorsprung war zu groß. Ich konnte den Morris Mini unmöglich wiederfinden.

Es gab für mich nur eines: zu hoffen, daß Lance selbst mit da Costa fertigwurde.

Und ich mußte zum Uhrenmuseum zurück.

Denn nach wie vor existierte die Höllenuhr.

Ich mußte ihr endlich entgegentreten!

Hastig lief ich zu meinem Peugeot. Ich hatte nicht geglaubt, daß es mir gelingen würde, den Sensenmann loszuwerden. Wir würden uns wiedersehen. In dreißig, vierzig Jahren. Wenn meine Zeit wirklich abgelaufen war. Dann würde ich ihm keine Schwierigkeiten mehr machen, sondern lammfromm mit ihm gehen. Doch jetzt konnte er mein Leben noch nicht haben.

Ich stieg ein, drehte eine Runde auf dem leeren Supermarktparkplatz und kehrte auf die Straße zurück, auf der ich hinter dem Morris Mini hergefahren war.

Jemand hupte.

Mitten in der Nacht.

Idiot.

Ich warf einen ärgerlichen Blick in den Spiegel und sah… einen Morris Mini! Larry Lathams Wagen! Am Steuer saß mein Freund Lance!

»Mich laust der Affe!« rief ich erfreut aus und stoppte den 504 TI.

Der Parapsychologe hielt hinter mir an. Ich stieg aus und eilte zu ihm zurück. Auf dem Beifahrersitz lag Marion da Costa und

»schlief«.

»Lance!«

Der Professor grinste. »Da bin ich wieder.«

»Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich darüber freue. Ich war in großer Sorge um dich. Was ist passiert?«

»Er wollte mich erschießen.« Lance berichtete, was sich ereignet hatte.

»Ich war hinter euch her«, sagte ich.

»Wieso bist du nicht drangeblieben?«

»Das wäre ich furchtbar gern, aber jemand war dagegen.«

»Wer?«

»Gevatter Tod.« Nun war ich an der Reihe, zu erzählen. Lance klappte vor Staunen und Entsetzen den Mund auf. »Mach zu, es zieht«, sagte ich schmunzelnd. Wir waren beide froh, noch mal davongekommen zu sein. Hintereinander fuhren wir zu da Costas Museum zurück. Die Szene hatte sich verändert. Es waren keine Feuerwehrleute mehr da. Nina da Costas Leichnam war inzwischen fortgeschafft worden. Die Ambulance war abgerückt. Nur noch Polizei und eine Menge Neugieriger hielten sich vor dem Uhrenmuseum auf.

Zwei Polizeibeamte übernahmen Marion da Costa. Ich suchte Larry Latham, fragte nach ihm. Der Uniformierte, dem ich die Frage stellte, senkte den Blick.

»Wir befürchten das Schlimmste, Mr. Ballard.«

»Latham hat sich in das Museum begeben.«

»Warum hat ihn denn keiner davon abgehalten?«

Der Polizist zuckte mit den Schultern. »Es fiel niemandem auf. Wir sahen erst, daß er drinnen war, als im Obergeschoß die Blitze aufflammten. Er machte eine Menge Aufnahmen. Und dann…«

»Ja? Mann, ich bitte Sie, reden Sie!«

»Wir hörten plötzlich einen Schrei, der uns allen durch Mark und Bein ging. Der Schrei verstummte. Keiner von uns hatte den Mut, das Museum zu betreten. Ich habe Familie…«

Ich nickte. »Schon gut. Das ist nicht Ihr Job, sondern meiner!«

Ich öffnete den Kofferraum meines Peugeot und griff nach der magischen Streitaxt, die darin lag. Eine schwere, wirkungsvolle Waffe. Schwarzer Ebenholzschaft. Blankes, scharfes, blitzendes Metall. Damit wollte ich der Höllenuhr zu Leibe rücken.

Lance Selby begleitete mich.

Als wir das Gebäude betraten, zog der Parapsychologe seine Colt Commander. Ich stand unter Strom. Meine Nerven vibrierten. Wir stiegen die Treppe hoch, waren ständig auf eine Attacke des Bösen gefaßt, doch noch blieb sie aus. Die Satansuhr ließ uns erst näher an sich heran. Das konnte mir nur recht sein.

Wir erreichten das Obergeschoß.

Lance Selbys Züge waren straff gespannt. Wachsam blickten seine Augen. Ich sah ihm an, daß er ohne Verzögerung schießen würde, sobald ein Angriff der Gegenseite erfolgte.

Tick-tick-tick. Überall Uhren. Kleine, große, runde, ovale, eckige, mit Pendel, ohne Pendel. Wir schritten durch die Räume. Da, wo die Höllenuhr stand, spürten wir empfindliche Kälte.

Mein Blick streifte Lance. Er nickte. Wir gingen weiter. Hochgradig nervös, wie man sich vorstellen kann. Augenblicke später standen wir vor der Satansuhr. Larry Latham sahen wir zuerst nirgends. Aber dann stöhnte Lance Selby vor Entsetzen auf, und auch ich sah den Reporter.

Die Höllenuhr hatte kein Zifferblatt mehr.
An dieser Stelle befand sich jetzt… Larry Lathams Gesicht!
Es war zu einem Teil der Uhr geworden.
Schrecklich.

***

Das Gesicht lebte!
Nein, nicht nur das Gesicht, die ganze Uhr lebte auf einmal.
Schwarze Satanshände zuckten uns entgegen. Ich sprang zur Seite.
Lance Selby war nicht schnell genug. Eine der beiden Klauen hämmerte gegen seinen Brustkorb, daß ihm die Luft wegblieb. Die Wucht des Treffers schleuderte ihn zurück, gegen eine Vitrine, deren Glas klirrend zerbrach.
Ich hieb mit meiner Streitaxt nach der Höllenuhr.
Sie zuckte zur Seite.
Larry Latham starrte mich haßerfüllt an. Er gehörte jetzt nicht mehr zu uns, stand auf der anderen Seite und wollte uns vernichten. Zuerst mich, wenn möglich, denn ich war gefährlicher als Lance. Mein Schlag ging daneben. Die Höllenpranken wollten mich packen. Ich steppte nach links und ließ die Streitaxt wieder durch die Luft surren. Das blitzende Metall streifte einen der beiden schwarzen Arme.
Lathams Gesicht verzerrte sich. Er stieß einen markerschütternden Schrei aus. Schwarzes Blut tropfte auf den Parkettboden.
»Tony!« schrie Lance. »Zur Seite!«
Ich sprang aus der Schußlinie.
Der Parapsychologe drückte ab. Das geweihte Silber schlug in die Uhr. Es klirrte und schepperte, und Larry Lathams Körper löste sich aus der Höllenuhr. Das Silbergeschoß hatte sie gezwungen, den Reporter freizugeben. Tot fiel uns der Mann vor die Füße. Das stachelte meinen Haß so sehr an, daß ich wie von Sinnen auf die verdammte Uhr einschlug.
Mit wuchtigen Schlägen drosch ich die magische Streitaxt immer wieder dagegen.
Die Uhr knirschte und heulte.
Ich hieb sie in Stücke. Sie wollte sich auf mich stürzen, doch ich war mit der Axt jedesmal schneller.
Stück für Stück hackte ich ihr aus dem satanischen Leib. Ich fand kein Ende. Die lebende Uhr sackte nach vorn. Ich schwang die Streitaxt Richtung Zifferblatt, das jetzt wieder an Stelle von Larry Lathams Gesicht zu sehen war. Ich sah die glühenden Augen dahinter. Die Schneide der Axt splitterte das Zifferblatt auseinander.
Das glühende Augenpaar rollte heraus. Es fiel auf die einzelnen Uhrtrümmer und setzte sie in Brand. Es zischte. Die Uhrteile verformten sich, wurden rund und kopfgroß, wurden zu glühenden

Totenschädeln, die vom Boden hochschwebten und mich angriffen.

Dem vordersten hieb ich die Breitseite der Streitaxt voll gegen die glutrote Totenvisage. Der Schlag zerfetzte ihn. Lance Selby eilte herbei. Er schoß auf einen der angreifenden Schädel, und dieser löste sich in einen hellen Glutregen auf.

Ich ließ die magische Axt fallen.

Meine Hand zuckte zum Colt Diamondback, und auch die Weihwasserpistole riß ich aus dem Gürtel. Lance und ich errichteten ein donnerndes Sperrfeuer, das die skelettierten Glutschädel nicht zu durchdringen vermochten.

Immer, wenn ich einen Schädel mit geweihtem Silber traf, wurde ein Glutregen daraus. Traf jedoch eine Weihwasserfontäne einen von diesen roten Köpfen, so erlosch die Glut mit einem dampfenden Zischen, der Schädel wurde schwarz, stürzte zu Boden und zerfiel zu Staub.

Drei Glutfratzen gab es noch.

Ich visierte die erste an. Schuß. Treffer. Glühende Regentropfen fielen auf den Boden und vergingen. Den zweiten Schädel holte ich mit der Weihwasserpistole aus der Luft.

Der letzte Glutkopf schwirrte schneller auf Lance Selby zu, als dieser seine Pistole zum Einsatz bringen konnte. Die glühende Totenfratze prallte gegen Lances Brust. Ich sah, wie das Biest sein Maul aufriß. Es wollte sich durch die Kleidung meines Freundes beißen, und mir stieg auch schon der Geruch von verbranntem Stoff in die Nase.

Ich sprang hinzu.

Ehe sich der glühende Schädel bis zu Lance Selbys Haut durchbeißen konnte, setzte ich ihm die Weihwasserpistole an die Schläfe und drückte ab. Die Glut erlosch augenblicklich. Der Schädel polterte auf den Boden und wurde zu schwarzem Staub.

»Danke, Tony!« keuchte Lance.

»Vergiß es«, gab ich keuchend zurück, und dann reichten wir einander glücklich die Hände, denn wir hatten es geschafft.

Nichts war von der Höllenuhr übriggeblieben. Es gab sie nicht mehr. Ich hob die magische Streitaxt auf und erwähnte lobend, daß sich die Weihwasserpistole gut bewährt hatte.

»Kunststück«, sagte Lance. »Sie wurde ja auch nach meinen Angaben angefertigt, und ich weiß genau, was du brauchst.«

»Ich werde sie künftig in Ehren halten und nach Möglichkeit immer bei mir tragen«, sagte ich.

»Daran wirst du gut tun.«

Wir verließen das Uhrenmuseum. Es tat mir leid, daß Larry Latham seine Reportage nicht mehr bringen konnte. Er war sehr mutig gewesen. Leider ein bißchen zu mutig, und das hatte er mit dem Leben bezahlt.

Marion da Costa war bereits fortgeschafft worden. Wir sagten den Polizeibeamten, daß es nun nicht mehr gefährlich sei, das Gebäude zu betreten. Sie holten Latham heraus, und Lance und ich fuhren nach Hause. Müde. Abgeschlafft. Aber dennoch froh, einmal mehr Sieger im Kampf gegen die schwarze Macht geblieben zu sein.

Es war ein Kampf, der niemals endete, denn die Hölle versuchte immer wieder, Oberwasser zu kriegen, und mein nächster Fall wartete bereits auf mich. Er sollte mich ins Reich des Todes führen…

ENDE